F

F. Oberlin.


Joh. Fr. Oberlin Pf.

Johann Friedrich Oberlin,

Pfarrer im Steinthal.

Sein Leben und Wirken.

Mit Oberlins Bildnis.

Stuttgart, 1892.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Diesem Lebensbilde J. F. Oberlin's ist die Darstellung von Dr. G. H. v. Schubert nach den Memoirs of J. Fr. Oberlin (London 1829) zu Grunde gelegt und ergänzt nach Stuber, Stöber, Witz, Barth, Bodemann u. a. durch Maria Rebe.

1. Das Steinthal wie es gewesen und wie es geworden ist.

Westwärts vom Einfluß der Ill in den Rhein, da, wo die Breusch ihren Lauf nach der fruchtbaren Ebene von Straßburg nimmt, erhebt sich das sogenannte Hochfeld, ein Urgebirgsrücken des mittleren Elsaß. Sein nordwestlicher Abhang bildet das Steinthal, das sich mit seinen allmählich ansteigenden Gewänden, hie und da mit Granitblöcken bestreut, bis zu einer Höhe von mehr als 900 Meter heranzieht. Sobald man über die Brücke ans jenseitige Ufer der Breusch gelangt, tritt man in diese ganz merkwürdige Gegend, welche ihren besondern Charakter nicht der hier waltenden Natur, sondern dem Geist ihrer Bewohner verdankt. Reinliche, freundliche Häuser, von Stein erbaut, von Obstbäumen umgeben; eine zwar kunstlose, aber treffliche Straße, welche das Steinthal mit der Hauptstraße verbindet; bequem gepflasterte Stege von einem Orte zum andern; Mauern, welche das Herabstürzen des fruchtbaren Erdreiches verhindern; klare Bäche, denen der Mensch ein künstliches Bett anwies, damit sie auf ihrem Laufe bis hinab zur Breusch nur nützen, nicht schaden können; Baumpflanzungen und fruchtbare Äcker zwischen trefflichen Wiesen machen diese Gegend zu einer Art von Garten mitten im steinigen Gebirg.

Der Fremde, der das Steinthal besucht und dessen Bewohner kennen lernt, wird überrascht durch die Freundlichkeit

und Offenheit der Gesichter, sowie durch jene Dienstfertigkeit und Höflichkeit, welche keine angelernte Form ist. Läßt er sich dann mit diesen freundlichen Landleuten in ein längeres Gespräch ein, so fällt es ihm auf, daß sie nicht, wie die Bewohner der umliegenden Gegend, das Patois sprechen, sondern recht ordentliches, treuherzig klingendes Deutsch. Die Steinthaler zeichnen sich meist aus durch Geistes- und Herzensbildung, sie erwärmen sich leicht für Fragen, welche sonst dem Bauernstande fern liegen. Das mag wohl daher kommen, daß sie sich im letzten Jahrhundert zu dem entwickelt haben, was sie jetzt sind, und hauptsächlich daß sie das Kleinod des evangelischen Glaubens hoch und fest halten. Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit sind im Steinthal eine ganz natürliche Sache, der sich wohl nicht leicht jemand entzieht.

Bei einer Gesinnung wie die vorherrschende der Steinthaler, fehlt es auch nicht an äußerlichem Segen; Bettler sind seltene Erscheinungen, jeder erwirbt sich und hat soviel er bedarf; überall bemerkt man heitere Gesundheit und gute, äußere Ordnung; Fabriken und Gewerbe, sowie ein Feld- und Gartenbau, dessen Erzeugnisse zum Teil in Straßburg sehr gesucht werden, beleben das ganze Thal von Haus zu Haus.

Das Klima des Steinthals ist, wie seine Lage schon voraussetzen läßt, im ganzen sehr rauh und kalt, und wird durch die hier herrschenden Winde von durchdringender, schneidender Kälte, vornehmlich aber durch den Nordostwind, von den Bewohnern wohl auch der Roßschinder genannt, noch um ein Bedeutendes unfreundlicher gemacht. Begreiflicherweise müssen hiedurch, zumal der Winter gewöhnlich schon mit Oktober beginnt, und dann meist erst im darauffolgenden Mai oder Juni endet, sowie durch die übrigen Eigentümlichkeiten des felsigen Bodens, dem Aufblühen des

Acker- und Gartenbaues sehr bedeutende Hemmnisse und Schwierigkeiten entgegentreten. Kein Wunder daher, daß noch bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von den neuntausend Morgen Landes, welche das Steinthal umfaßt, kaum zweitausend zum Acker- und Gartenbau oder zu Wiesen verwendet wurden, alle übrigen aber entweder mit ungeheuren Waldungen, oder mit Ginster, oder auch mit Sümpfen bedeckt waren; daß ferner selbst das wenige bebaute Land, zumal bei der damals herrschenden, höchst nachlässigen Bewirtschaftung desselben, kaum einen die Arbeit und den Aufwand der Aussaat lohnenden Ertrag lieferte, und daß von den Wiesen oberhalb la Hutte das Sprichwort sagte: „Ein Weib trägt in der Schürze heim, was ein Mann an einem langen Morgen abmäht.“ Denn nicht allein waren sie mit einer Unzahl von Felsenblöcken bedeckt, sondern die zahlreichen Gießbäche, die nach Regengüssen und bei tauendem Schnee oft hoch anstauten, und in regellosem Laufe von den Berggehängen in die Thalgründe hinabstürzten, rissen das wenige fruchtbare Land noch vollends mit sich hinab, und bildeten nicht selten große Sümpfe, darin kein Gras gedeihen konnte.

Im Jahr 1709 wurde die liebe Kartoffel ins Steinthal eingeführt, aber ihr Anbau wurde bald dermaßen vernachlässigt, daß ihr geringer Ertrag selbst für die spärliche Bevölkerung nicht einmal die notdürftige Ernährung gewährte. Die Hauptnahrung der Steinthaler bildeten darum, außer der wenigen Kornfrucht, Holzäpfel und wilde Birnen, die sie zugleich mit jenen Tieren teilten, „welche die Klauen spalten und nicht wiederkäuen,“ den Geißen. Ja oft mußten sie sich begnügen mit in etwas Milch gekochten Kräutern. Ihre Wohnungen waren die armseligsten Strohhütten, die man sich nur denken kann. Zum Teil waren sie gleich Schwalbennestern an die Felsen der einzelnen Berggruppen

angelehnt, anderenteils lagen sie wie vergraben in den engen Zwischenthälern, und wurden von Tannenwaldungen umschattet. In elenden, schmutzigen Hütten lebte eine fast zum Verhungern arme, in Lumpen gekleidete Bevölkerung in der allergrößten Unwissenheit dahin.

Einen Vorzug hatte indes das Steinthal samt dem übrigen Elsaß, daß ihm nämlich zufolge des Westfälischen Friedens (1648) von der französischen Regierung völlige Religionsfreiheit zugesichert worden war. Während daher die unglücklichen Protestanten im ganzen übrigen Frankreich mehrfach die blutigsten Verfolgungen zu erdulden hatten, genoß das einsame Steinthal eine ungestörte Freiheit des evangelischen Glaubens und Gottesdienstes. Die Steinthaler nannten sich zwar Christen Augsburger Konfession, aber die wenigsten unter ihnen hatten je eine Bibel gesehen, sie hatten nur die notdürftigste Kenntnis von den Grundwahrheiten des Christentums; überall war Unfrieden und Unsegen. Das Steinthal hat, auffallender als irgend eine andere Gegend, in Zeit von drei auf einander folgenden Menschenaltern gezeigt, was schlechte Seelsorger zu schaden, und was ein guter, treu meinender zu nützen vermag. Die Geistlichen, welche den armen Bewohnern dieses Thales in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Evangelium verkünden sollten, waren, das ist leider nur zu gewiß, Seelenverderber statt Seelenretter, von deren einigen die armen Steinthaler nichts Neues lernten, als das Branntweintrinken und die Liebe zur Jagd. Einer der letzten Geistlichen, welche vor Oberlin hier waren, ist unter andern ein so eifriger Jäger gewesen, daß er einst, als er zu einem Kranken gerufen war und nahe am Wege einen Hasen erblickte, wieder umkehrte und seine Flinte holte, mit der Äußerung, der Kranke könne ihm nicht entlaufen, wohl aber der Hase.

2. Pfarrer Johann Stuber.

Es war im Jahr 1750, als über dem Steinthale die Morgenröte eines bessern Tages anbrach, indem der fromme, vielseitig gebildete, diensteifrige Johann Georg Stuber als Pfarrer nach Waldbach berufen wurde. Er begann seine edlen Bemühungen für die sittliche und religiöse Hebung seiner von Gott ihm anvertrauten Gemeinde mit der Verbesserung des Schul-Unterrichts. Derselbe befand sich in einem kläglichen Zustand. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Waldbach ließ sich Stuber nach der Schule in Bellefosse führen. Er fand da eine elende Hütte und in dem niedrigen und schmutzigen Zimmer einen Haufen Kinder, die ohne Beschäftigung wild durcheinander lärmten. „Wo ist euer Schulmeister?“ fragte er, nachdem er sich mit Mühe Ruhe verschafft hatte. Man wies ihn zu einem alten, abgezehrten Männchen, das in einer Ecke der Stube auf einem ärmlichen Bette lag.

„Seid Ihr der Schulmeister, lieber Freund?“ redete er ihn freundlich an.

„Ja, Herr,“ entgegnete dieser, „der bin ich.“

„Was lehrt Ihr denn die Kinder?“ forschte Stuber weiter.

„Nichts, Herr Pfarrer,“ erhielt er zur Antwort.

„Nichts? Ei, warum denn nicht?“

„Nun,“ erwiderte das Männchen, „weil ich selber nichts weiß.“

„Wie seid Ihr denn aber Schulmeister geworden, wenn Ihr doch nichts wisset?“

„Ja, sehen Sie, lieber Herr, eigentlich bin ich seit vielen Jahren der Schweinehirt gewesen, weil ich aber vorgerückten Alters halber dazu unfähig geworden bin, so hat mich die Gemeinde abgesetzt und ich soll nun die Kinder hüten.“

Die Schulen der übrigen Dörfer des Kirchspiels waren in ähnlichem Zustande; besondere Schulhäuser gab es überall nicht, der Unterricht wurde nur reihenweise in den Stuben der Steinthaler erteilt. Im Sommer fand selten Unterricht statt, für den Winter vergab man die Schulstellen an den Mindestfordernden, häufig an sonst unbrauchbare Subjekte. Waren diese auch nicht gerade ausgediente Schweinehirten, so waren's meist Schafhirten, die im Winter, so gut es eben gehen wollte, mit den Kindern Schule hielten. Die Mehrzahl derselben konnte weder geläufig lesen noch schreiben; den Sinn und Zusammenhang des Gelesenen zu fassen oder gar den Kindern faßlich zu machen, dazu waren sie vollends außer stande.

Stubers erstes und ernstestes Sinnen war daher, einige brauchbare Schulmeister aus den fähigeren Jünglingen der Pfarrei heranzubilden, was seine eigene Schwierigkeit hatte, war doch das Amt eines Schullehrers in Verachtung geraten, so daß die Eltern ihre Söhne dazu nicht hergeben mochten. Stubers Scharfblick erkannte leicht, wo er seine Leute anfassen mußte, nämlich an der Ehre.

„Ihr habt recht," sagte er zu ihnen, „solche gewöhnliche Schulmeister zu werden, das würde sich für eure Söhne allerdings nicht schicken; aber erlaubt mir wenigstens, sie zu Herren Schulvorstehern zu machen." Dieser Vorschlag fand Beifall, und es meldeten sich alsbald mehrere Jünglinge, welche Schulregenten werden wollten.

Mit großer Selbstverleugnung und Treue sorgte Stuber für die Vorbereitung der Jünglinge zu ihrem neuen, wichtigen Amte. Und da ein wohlthätiger Freund (wie man später erfuhr, war es der Professor Ott am Gymnasium zu Straßburg) ihm behufs Verbesserung des öffentlichen Unterrichts 1200 Franken*)

---

*) 1 Frank = 80 Pfennig und 10 Franken = 8 Mark.

überschickte, so legte er diese Summe als Kapital an, und verwandte die Zinsen zu jährlichen Gehaltszulagen der fünf Schulstellen, wobei er besondere Rücksicht nahm auf die Zahl der gut unterrichteten Schüler, welche der einzelne Lehrer aufzuweisen hatte. Das spornte natürlich den Eifer der jungen Herrn Schulregenten gewaltig an. Sie machten in kurzem gute Fortschritte, die ihren Zöglingen zu nutze kamen.

Nun plante Stuber den Bau eines Schulhauses. Alle seine desfallsigen Vorstellungen fanden aber bei den Steinthalern taube Ohren; er schlug deshalb einen andern Weg ein, indem er den damaligen königlichen Prätor zu Straßburg, Abbé v. Regemorte, der vom Herrn d'Argenson zum Direktor des Steinthals ernannt war, aufsuchte und ihn bat, das zum Schulbau nötige Holz aus den Waldungen zu überweisen, in welchen die Steinthaler vormals das Recht hatten, ihr Bauholz zu fällen. Bei dem sehr herabgekommenen Zustande dieser Waldungen, sowie bei dem groben Mißbrauche, welchen sich die Steinthaler oft hatten zu schulden kommen lassen,*) hielt es der Herr Prätor jedoch für seine Pflicht, dieses Gesuch rundweg abzuschlagen.

„Nun wohl," sagte Stuber, nachdem er lange vergeblich um Gewährung gebeten hatte, „ich will mich bescheiden und von meiner Bitte abstehen; aber Euer Excellenz werden mir doch gewiß erlauben, daß ich bei wohlthätigen Personen zum Bau unseres Schulhauses einige milde Gaben einsammeln darf?"

---

*) Bei dem früheren Überflusse an Holz gab man sich nicht erst die Mühe, das Brennholz in kleine Stücke zu spalten, sondern man brachte einen ganzen Stamm an den Herd, der sich auf ebener Erde in der Hütte befand, wo Wohnzimmer und Küche einen Raum bildeten. Hier zündete man den Stamm an, und je nachdem er vorn abbrannte, schob man ihn hinten immer nach, bis er verzehrt war, und ein neuer angelegt werden mußte.

„Sehr gern," erwiderte der Prätor.

„Gut," fuhr Stuber fort, indem er sich von seinem Sitze erhob und seinen Hut hinhielt, „Ew. Excellenz sind als ein sehr wohlthätiger Herr bekannt, ich will bei Ihnen den Anfang machen."

Jetzt vergaß der Herr Prätor alle seine bisher gemachten Einwendungen, umarmte den Pfarrer und bewilligte ihm das nötige Holz, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Stuber, so oft er nach Straßburg komme, bei ihm zu Mittag essen und gleich heute hiemit den Anfang machen solle.

Unter Stubers Leitung war bald eine kleine Blockhütte aufgerichtet; aber nun mußten zur Erleichterung des Unterrichts die geeigneten Bücher angeschafft werden. Auch hiefür ward Rat gefunden, da der obgedachte, wohlthätige Freund des Steinthals auch dafür die Kosten bezahlte. Namentlich ließ Stuber (1762) sehr zweckmäßig eingerichtete Buchstabier- und Lesebücher drucken, damit hiedurch der Leseunterricht erleichtert werde. Die guten Steinthaler wußten sich darein nicht zu finden, fragten sie doch, ob sie denn jetzt einen andern Gott und Glauben hätten, weil alles so ganz anders in Kirche und Schule betrieben werde. Stuber antwortete mit freundlichem Ernste: „Allerdings, denn vorher war's der Gott der Finsternis, und jetzt ist's der Gott des Lichts, dem wir dienen wollen." Die raschen Fortschritte, welche die Kinder nach Einführung der neuen Lehrweise machten, beschwichtigten, ja beschämten die Leute, da die Kleinen nun bald besser zu lesen verstanden als sie selber. Sie baten um Erlaubnis, ebenfalls zu den Lesestunden kommen zu dürfen. Stuber erteilte diese, wie sich leicht denken läßt, mit Freuden; so geschah es, daß mit den Kindern oft auch die erwachsenen Geschwister, ja ihre Eltern und Großeltern das Lesen erlernten. Später wurden für die Er-

wachsenen besondere Unterrichtsstunden angesetzt; Stuber, der so recht seine Herzensfreude daran hatte, gab zwei Jahre lang Licht, Tinte, Bücher 2c. her, und vergütete überdies den Lehrern ihre Bemühungen.

Unser Stuber wußte, welche Macht in einem guten Gesange liegt, und suchte daraus einen Gewinn zur Erbauung beim öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zu ziehen. Da er selbst die Violine spielte, die zur Leitung des Gesanges vorzüglich geeignet ist — denn Orgeln fanden sich nicht im Steinthal — so lehrte er diese Kunst auch seine neu herangebildeten Schullehrer, und es gelang ihm hiemit so gut, daß eine große Anzahl von Schulkindern bald die meisten Kirchenlieder vierstimmig singen konnten, woran die Erwachsenen ihr Wohlgefallen fanden, so daß auch sie bald wacker mit einstimmten. Ja, sie begnügten sich nicht damit, die schönen geistlichen Lieder nur in der Kirche zu singen, sie ließen dieselben auch auf den Bergen und in den Thälern bei ihren Arbeiten hell erklingen. Stuber nahm daraus Veranlassung, eine kleine Sammlung schöner Lieder zum Gebrauche für seine Pfarrkinder herzustellen.

Ein anderer Gegenstand der größten Fürsorge des edlen Stuber war die Verbreitung der Bibel. Er sprach mit dem Verse Hillers:

Mein Herz ist so gewöhnet An Jesu süßes Wort,
Daß es darnach sich sehnet An jedem Stand und Ort.
Das Beste selbst auf Erden Labt meine Seele nicht;
Es muß erst lieblich werden Durch das was Jesus spricht.

Demgemäß verschaffte er sich, und zwar meist auf eigene Kosten, 50 französische Bibeln aus Basel und ließ dieselben in je drei Bände mit starkem Pergament binden, so daß sie im ganzen 150 Bände ausmachten. Diese wurden nun zunächst in der Schule fein säuberlich in Reihe und Glied

aufgestellt, und dann galt es, sie in die Häuser und in die Herzen zu bringen. Die Kinder wurden dazu aufgemuntert, abwechselnd die einzelnen Bände mit nach Hause zu nehmen und daraus vorzulesen. Da gab's denn für die Steinthaler gar viel Neues, davon sie ihr Lebtag nie etwas gehört noch gesehen hatten. Sie gewannen diese Bücher bald so herzlich lieb, daß ihrer viele den Wunsch aussprachen, selbst eines zu besitzen. Stuber wußte auch dafür Rat, indem er mehrere vollständige Bibeln entweder verschenkte oder gegen einen billigen Preis verkaufte. Bald nahmen mehrere dieser Bibeln sogar ihren Weg in die benachbarten römisch-katholischen Dörfer und wußten auch dort sich manche Freunde zu erwerben. So erzählt z. B. Oberlin in einem Berichte an die englische Bibelgesellschaft, in welchem er der gesegneten Wirksamkeit seines vortrefflichen Vorgängers gedenkt, folgendes: Ein Katholik kam eines Tages in das Haus eines Steinthalers und ließ während seines Gesprächs seine flüchtigen Blicke rings in der Stube umherschweifen, bis er auf einem Brette neben dem Fenster ein dickes Buch erspähete, das er bald als eine Bibel erkannte. Er fragt, ob man eine solche Bibel wohl für einen Kronthaler haben könne, und da ihm bejahend geantwortet wird, wirft er einen Kronthaler auf den Tisch und eilt mit seiner Bibel unter dem Arme davon, wie einer, der einen großen Schatz gefunden hat und ihn in Sicherheit bringen will.

Seitdem vermehrten sich die Nachfragen der Katholiken nach Bibeln immer mehr. Als die Priester das merkten, eiferten sie gewaltig dagegen und verboten ihren Pfarrkindern das Lesen der Bibel. Das Verbot ward jedoch, wie so häufig, ein Reizmittel mehr, die verbotene und doch so heilsame Frucht zu genießen. Ein Priester z. B. überraschte einst einen Katholiken über dem Lesen der Bibel.

Mit den bittersten Vorwürfen entriß er ihm dieselbe und wollte sich mit ihr entfernen. Da sprang der Mann vor die Thüre und erklärte ruhig: „Hochwürdiger Herr, legen Sie die Bibel wieder auf den Tisch. Ich achte Ihren Stand, aber ein Dieb kann nicht Pfarrer sein. Ich werde Sie eher in Stücke reißen, als daß ich zugebe, daß Sie mir eine Bibel stehlen, die man mir gütigerweise geliehen hat.“ Unter solchen Umständen hielt der Priester es für geratener, die Bibel zurückzulassen und davon zu gehen.

Stuber ließ es sich sehr angelegen sein, seinen Steinthalern auch das Verständnis der heiligen Schrift immer besser zu öffnen, und zu dem Ende die Bibel nach der Reihenfolge ihrer Bücher zu erklären. Er verzichtete ein wenig auf die gewöhnliche Predigtweise und schlug mehr den Ton einer freundschaftlichen Unterhaltung an, er paßte seine Vorträge auf diese Weise dem Verständnis seiner Zuhörer an, eine Kunst, die er meisterlich konnte. Der Hauptsatz, auf den er immer wieder zurückkam, war: „Wir wollen ein Volk Gottes werden. Gott hat es uns deutlich geoffenbart, daß er nur Gutes mit uns im Sinne hat, und wir können in unserer Einsamkeit gar glücklich sein, sobald wir nur allezeit vor Gott wandeln. Trage daher jeder das Seinige dazu bei, daß wir eine redliche Gemeinde von Erlöseten Jesu Christi sind.“ Außer der Bibel bemühte sich der sorgsame Stuber auch noch andere nützliche und erbauliche Schriften in Umlauf zu setzen, und stiftete zu diesem Zwecke eine kleine Bibliothek, die jederzeit seinen Pfarrkindern offen stand.

So wirkte der edle Seelsorger mit rastlosem Eifer für das Reich Gottes auf Erden, wenn schon seine Arbeit oft eine Aussaat unter Thränen war. Er war nämlich seit 9. Juni 1751 mit Margarete Salome Reuchlin, einer Tochter

des Dr. Reuchlin zu Straßburg, überaus glücklich verheiratet; denn sie war eine treue Seele, die ganz von demselben Geiste beseelt war, wie er, und an den Werken seiner Liebe stets den wärmsten Anteil genommen hatte. Sie starb, erst zwanzig Jahre alt, am 9. August 1754 in ihrem ersten Wochenbette. Dieser schmerzliche Verlust war gewiß nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß, im Oktober 1754 dem Rufe zu dem Pfarramte des Marktstädtchens Barr jenseits des Hochfeldes Folge zu leisten. Doch wie den Schweizer überall hin ein Heimweh nach seinen Bergen begleitet, so zog's unsern Stuber nach dem Steinthal zurück. Als sein Nachfolger, während dessen gewissenloser Amtsführung alles, was er begonnen, wieder in Verfall geriet, abgesetzt wurde, faßte er auf die Bitte der Gemeinde den Entschluß, in sein liebes Steinthal zurückzukehren. Zwar mußte er deswegen von seinen Anverwandten scharfe Vorwürfe erfahren; auch schüttelten die Barrer den Kopf über ihren Pfarrer, der ihre einträgliche Stadtpfarre mit der Hungerstelle in Steinthal vertauschte. Wer aber beschreibt den Jubel, mit welchem er im Steinthal empfangen wurde! Alt und jung war ihm bis zum Hochfelde entgegen gegangen, um ihn zu bewillkommnen; als man sich gegenseitig die Hände schüttelte, da glänzte manche Freudenthräne in den Augen. Am 25. März 1760 nahm ihn ein festlich geschmücktes Pfarrhaus auf, die Kinder brachten ihm allerlei Willkommzeichen für Haus, Küche und Stall. Stuber wurde sieben Jahre später nach Straßburg an die Thomaskirche berufen. In Betracht seiner geschwächten Gesundheit folgte er diesem Ruf und schied also im Jahr 1767 von seinen lieben Steinthalern, die ihm aber bis zu seinem Tode, (31. Januar 1797) die wärmste Teilnahme widmeten. Wie sehr ihm seine Pfarrkinder am Herzen lagen, beweist schon das eine, daß er nicht eher

schied, als bis er versichert war, einen wahrhaft frommen, von göttlichem Ernst und Trieb erfüllten Nachfolger gefunden zu haben.

Nach allem, was er bereits von Oberlin gehört hatte, schien ihm dieser der rechte Mann für das Steinthal zu sein. Er suchte ihn also in Straßburg auf. Man wies ihn zu einem kleinen, drei Stiegen hoch gelegenen Dachstübchen. Beim Oeffnen der Thür erblickt er in einer Ecke des Zimmers ein schmales Bette mit papiernen Vorhängen. Er tritt hinzu und findet darin den jungen Kandidaten Oberlin, der gerade an heftigem Zahnweh leidet. Stuber scherzt mit ihm über die außergewöhnlichen Bettvorhänge, und nachdem er sich rings im Zimmer etwas umgesehen hatte, fragte er ihn: „Aber was ist denn das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?“ — „Es ist meine Küche,“ antwortete ihm Oberlin. „Ich speise zu Mittag bei meinen Eltern, und diese erlauben mir dann, ein Stück Brot mit in meine Wohnung zu nehmen. Abends gegen acht Uhr lege ich's dann in das Pfännchen, gieße Wasser darauf, streue Salz darüber und stelle die Lampe, bei deren Schein ich bis zehn oder elf Uhr studiere, darunter. Meldet sich dann der Hunger als Gast, so esse ich meine selbstgekochte Brotsuppe.“

„Sie sind ganz mein Mann,“ rief Stuber, „ganz, wie ich ihn fürs Steinthal haben muß.“ Hierauf eröffnete er ihm den eigentlichen Zweck seines Besuches. Und hätte er auch keine anderen Verdienste um das Steinthal sich erworben, als ihm diesen Mann ausgesucht und verschafft zu haben, so wäre dies allein schon hinreichend für jene Gemeinden und ihre Nachkommen, sein Andenken hoch in Ehren zu halten.

Doch bevor wir weiter erzählen, müssen wir noch einiges aus dem Jugendleben Oberlins nachholen.

3. Oberlins Jugendzeit.

Johann Friedrich Oberlin wurde am 31. August 1740*) in Straßburg geboren, und am nächstfolgenden Tage in der St. Thomaskirche daselbst getauft. Sein Vater, Johann Georg Oberlin, war ein allgemein hochgeachteter Lehrer am Gymnasium zu Straßburg, der uns als ein Mann voll herzlicher Gottesfurcht und kindlich heiterer Laune, aber auch von festem, entschiedenem Charakter geschildert wird. Auch die Mutter, Maria Magdalena, geborne Felz, war von sehr angenehmem Aeußern und voll Sanftmut und Herzensgüte. Beide Eltern widmeten sich der Erziehung ihrer neun Kinder mit der gewissenhaftesten Treue, und ließen es sich vor allem angelegen sein, sie von Jugend auf Dem zuzuführen, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Abends pflegten sie ihre Kleinen regelmäßig um sich zu versammeln, und während dann der Vater ihnen Bilder oder Landkarten vorzeichnete, die sie nachmalten, las ihnen die Mutter aus allerlei nützlichen und erbaulichen Büchern vor. Zum Beschluß sangen gewöhnlich die Eltern gemeinsam mit den Kindern noch ein schönes, geistliches Lied, dem dann ein inniges Gebet aus dem Herzen folgte. Diese fromme Erziehung im elterlichen Hause verfehlte nicht, auf die Herzen der Kinder, und namentlich auf das Herz unseres jungen Friedrich, den heilsamsten und tiefsten Eindruck zu machen. Denn der Glaube, der sich im Leben der Eltern ausdrückt, ist und bleibt der faßlichste und eindringlichste Katechismus für die Kinder. Schon im frühesten Knabenalter war unsers Friedrichs steter Wahlspruch:

---

*) Es ist bemerkenswert, daß innerhalb zwölf Monaten die vier Geistes- und Herzensverwandten: Oberlin, Jung-Stilling, Claudius und Lavater geboren wurden.

„Wandle vor Gott und sei fromm!“ sein Gebet war: „Laß deine Worte deinen Knecht vernehmen. O Gott, führe mich nach deinem Wohlgefallen!“ Er sagt auch selbst in seinen nachgelassenen Papieren: „Während meiner Kindheit und Jugend hat es Gott oft gefallen, mein Herz zu rühren und zu sich zu laden. Er drang in meiner wiederholten Abtrünnigkeit mit einer Güte und Nachsicht in mich, die schwer zu beschreiben ist.“

Ich teile hier einige Züge aus seinen Kinderjahren mit, in denen sich bereits die Umrisse von dem Bilde des nachmaligen Mannes zeichnen.

Die Besoldung des Vaters war eine sehr beschränkte, weshalb bei einer so zahlreichen Familie leicht Geldverlegenheiten sich einstellen konnten. Ungeachtet dieses gab er jedem seiner Kinder wöchentlich einige Sou Taschengeld zu beliebiger Verwendung. Unser Fritz pflegte diese, sowie andere ihm etwa zufließende Geschenke haushälterisch zu sammeln. Wiewohl nun der Vater streng daran festhielt, alle eingehenden Rechnungen der Handwerker ꝛc., so viel möglich, immer sogleich zu bezahlen, so trat doch zuweilen der Fall ein, daß er sich dazu außer stande sah, und es legte sich dann wohl seine Stirn in krause Falten. Dem kleinen Fritz entging dies nicht, und er beobachtete daher, wenn eine Rechnung einlief, den Vater sorgfältig. Merkte er, daß derselbe in Verlegenheit war, so eilte er nach seiner Sparbüchse und schüttete mit Triumph seinen kleinen Schatz in die Hände seines Vaters aus, den dieser auch zuweilen als ein Opfer kindlicher Liebe dankbar annahm.

Einstmals geht der zwölfjährige Fritz über den Markt, er sieht wie mutwillige Buben einer Bauerfrau den Korb mit Eiern vom Kopfe stoßen. Die Frau ist darüber untröstlich. Fritz schilt die Knaben tüchtig aus, und bittet darnach

die Frau, ein wenig zu warten. Er kommt mit seiner damals gerade ziemlich gefüllten Sparbüchse zurück, schüttet deren Inhalt der erstaunten Bäuerin in den Schoß, und eilt dann ebenso schnell wieder davon, ohne der Frau die Zeit zum danken zu lassen.

Ein anderes Mal geht er an der Bude einer alten Kleidertrödlerin vorüber, wo ein altes Mütterchen um ein ihr notwendiges Kleidungsstück handelt. Ihr fehlen jedoch noch zwei Sou an der Summe, von welcher die Trödlerin nicht ablassen will, wie sehr auch das Mütterchen darum bittet. Endlich geht sie traurig weg. Da springt unser Fritz zu der Trödlerin, drückt ihr die noch fehlenden Sou in die Hand und sagt leise: „Rufet jetzt die arme Frau zurück und laßt ihr den Rock!" Das geschieht denn auch; als aber das überglückliche Mütterchen, dem die Sache verraten ward, dem kleinen Wohlthäter danken will, war er längst nicht mehr da.

Noch ein anderes Mal sieht er, wie der Bettelvogt einen armen Krüppel, der ein Almosen angenommen hatte, auf der Straße unbarmherzig mißhandelt. Mit dem ihm eigenen ritterlichen Mute stellt er sich zwischen den Vogt und den Gemißhandelten, und verweist jenem in ernsten Worten seine Unmenschlichkeit. Der hierüber aufgebrachte Bettelvogt will den Knaben greifen und züchtigen, aber die Nachbarn, die den muntern, treuherzigen Knaben wohl kennen und lieb haben, legen sich ins Mittel und der Häscher sieht sich genötigt, sowohl den armen Krüppel, als auch dessen mutigen Fürsprecher loszulassen. Einige Tage darnach begegnete Fritz dem Bettelvogt in einem engen Gäßchen. Einen Augenblick stutzt er und besinnt sich, ob er ihm nicht ausweichen soll. „Nein," sagt er bei sich selber, „ich habe nichts Unrechtes gethan, und Gott ist bei mir, der wird

mich schützen," und geht mutig und ruhig weiter. Der Bettelvogt sieht den kühnen Knaben lächelnd an und läßt ihn ruhig an sich vorübergehen.

Ich führe hier noch einen bemerkenswerten Zug aus dem Jugendleben Oberlins an, der uns das glückliche Verhältnis zeigt, das zwischen den Eltern und Kindern in Vater Oberlins Hause bestand. Gleichwie der Vater sich nirgends glücklicher fühlte, als im Kreise seiner Kinder, so hatte er es namentlich ganz besonders gern, wenn er zur Sommerzeit mit ihnen hinausgehen konnte zu seinem kleinen Landhause im nahen Dorfe Schiltigheim. Hier vergaß der Herr Schulregent alle seine Gelehrsamkeit, und hatte so recht seine Freude daran, wie ein Kind mit seinen Kindern in allerlei Spielen sich zu erlustigen. Sein Lieblingsspiel aber war, sich eine alte Trommel um den Leib zu schnallen, seine sieben Knaben in eine Linie aufzustellen, und sie nach dem Takte der Trommel, allen militärischen Regeln gemäß, rechts und links in allen möglichen Schwenkungen umhererexerzieren zu lassen. Keines der Kinder fand aber größeres Wohlgefallen an diesen Uebungen als unser Fritz, der außerdem noch aufs eifrigste auch jede Gelegenheit aufsuchte, den Uebungen der Garnisonstruppen beizuwohnen, oft sogar ihren Reihen sich anschloß und tapfer alle ihre Märsche mitmachte. Und unbezweifelt trugen eben diese Uebungen das ihrige bei zur Kräftigung seiner schon von Natur sehr guten Körperanlage, ohne die er der unerhörten Arbeitslast, die er späterhin auf seine Schultern zu nehmen hatte, nicht gewachsen gewesen sein würde. Ebenso mögen sie ihm verholfen haben zu jener wahrhaft ritterlichen Haltung, die ihn bis zum spätesten Greisenalter vor vielen auszeichnete. Zugleich wurden sie für ihn die Veranlassung, daß er eine sehr große Neigung zum Militärstande gewann, und schon früh, als er kaum dem Knaben-

alter entwachsen war, unter die Soldaten treten wollte. Sein Vater, dem diese Neigung nicht entgangen war, und der darin die Kundgebung eines innern Berufes erkennen zu müssen glaubte, erklärte sich auch bereit, ihn für den Wehrstand vorbereiten zu lassen. Trotz seiner großen Vorliebe für den Militärstand erklärte unser Fritz indessen, er werde sich für diesen Stand nur dann entscheiden, wenn ihm Gott seinen Willen hierin auf eine ganz unzweideutige Weise offenbare. Wenn z. B. einer armen Witwe der einzige Sohn, und damit ihre einzige Stütze, entrissen werden sollte, so wolle er freudig für diesen das Gewehr tragen, und der Witwe den Sohn wiedergeben.

So kindlich und gemütlich der Vater mit den Kindern zu spielen wußte, so männlich ernst wußte er sie aber auch an unbedingten Gehorsam zu gewöhnen, und selbst wo es not that, unter der Rute zu halten. Doch das war nur höchst selten nötig, denn die Kinder hingen mit Liebe an den Eltern, und fanden ihr Glück darin, die Wünsche und Gebote derselben zu erfüllen. Einmal trat ein Nachbar ein, als Vater Oberlin mit seiner Kinderschar zu Tische saß und wollte Herrn Oberlin bedauern, daß er sieben so feurige, muntere Jungen habe. „Ich," fügte er hinzu, „habe deren nur zwei, und diese sind eben so viele Nägel zu meinem Sarge." — „Das sind mir die meinigen nicht," antwortete Vater Oberlin, „denn sie haben gehorchen gelernt und thun es gern. Und wenn jetzt der Tod hereinkäme, und wollte mir eins von den neun Kindern nehmen, ich würde ihm sagen (hier zog er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seine Mütze ab und warf sie gegen die Thür): „Kerl, wer hat dir weiß gemacht, daß ich eines zu viel hätte?"

Wie es scheint, so entschied sich Oberlin erst etwas spät für den geistlichen Stand. Was ihn zu dieser Wahl be-

stimmte, ist unbekannt, doch scheinen die Predigten des damals sehr berühmten Predigers und Professors Dr. Lorenz, zu welchem die Mutter den Sohn fleißig mitnahm, einen wesentlichen Einfluß ausgeübt zu haben. Gewiß hat die kräftige und beredte Art, mit welcher dieser ausgezeichnete Diener am Worte Gottes den gekreuzigten Heiland verkündigte, schon auf den Knaben Eindruck machte.

Auf dem Gymnasium gab es für Oberlin manches nachzuholen, aber eingedenk des Sprichwortes: „Morgenstund hat Gold im Mund," stand er, um das Versäumte wieder einzubringen, meist schon vor, zum mindesten aber mit Tagesanbruch auf. Am 30. September 1755, also erst 15 Jahre alt, wurde er unter die Zahl der Studenten der damals berühmten Universität Straßburg aufgenommen. Mit angestrengtem Fleiß setzte er auch jetzt das Studium der alten Sprachen, der Geschichte, sowie insbesondere der mathematischen, philosophischen und naturgeschichtlichen Wissenschaften fort. Zugleich betrieb er mit dem größten Eifer die gelehrten und praktischen Teile der Theologie, wobei ihm die Vorlesungen des Dr. Lorenz die liebsten und gesegnetsten waren. Die Hauptsache blieb ihm jedoch das tägliche Studium der Bibel. Denn, wenn er in seinem Greisenalter einst einem Studierenden, der ihn um Rat über die beste Art des Studiums ersuchte, zur Antwort gab: „Gleichwie das Brot alle unsere Nahrungsmittel begleitet bis zu unsrem Lebensende, so muß auch das Studium der heiligen Schrift alle übrigen Studien begleiten. Wir wollen den Herrn, der ihr Verfasser ist, anflehen, uns mit ihrem wahren Sinne bekannt zu machen, und uns die Kräfte zu verleihen, mittelst welcher wir uns treu im Worte Gottes befestigen;" so hat er damit den Grundsatz ausgesprochen, den er selbst stets gewissenhaft befolgte. Dabei kam ihm aber noch ganz besonders sein Gebetseifer zu Hilfe,

durch den er sich immer neue Kräfte von oben herabholte. Davon zeugt das nach seinem Tode aufgefundene Tagebuch, welches er in seinem zwanzigsten Jahre in deutscher Sprache zu führen anfing, und worin er auch seine geheimsten Gedanken und Empfindungen, ja gleichsam seine ganze Seele mit allen ihren Bewegungen treu und ungeschminkt niederlegte, und somit — sich selber freilich unbewußt — ein köstliches Ehrendenkmal errichtete. Gleich zu Anfang dieser Erinnerungsblätter findet sich ein Schriftstück, das recht geeignet ist, uns einen tiefen Blick in das Heiligtum seines Gott geweihten Herzens zu gestatten, nämlich ein feierliches Verlöbnis, durch welches er am 1. Januar 1760, also noch zur Zeit seiner Studentenjahre, seinen Taufbund mit Gott für Zeit und Ewigkeit erneuert, und das also lautet:

„Ewiger, unendlich heiliger Gott! mich verlanget sehnlich, im Gefühle der tiefsten Demut und mit zerknirschtem Herzen vor dir erscheinen zu dürfen. Ich weiß es wohl, ein Erdenwurm, wie ich bin, ist unwürdig, vor deine göttliche Majestät, vor den König aller Könige, vor den Herrn aller Herren zu treten, vorzüglich bei einem Anlasse, wie dieser, um einen Bund mit dir zu schließen. Allein du selbst, o barmherziger Gott, hast ja diesen Bund veranstaltet, hast mir ihn in deiner unendlichen Gnade durch deinen Sohn anbieten lassen. Du selbst hast mein Herz dazu vorbereitet. So komme ich denn zu dir, und bekenne dir, daß ich ein großer Sünder bin; ich schlage an meine Brust und spreche mit dem reuigen Zöllner: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich komme, weil ich im Namen deines Sohnes bin eingeladen worden, und verlasse mich ganz auf seine vollendete Gerechtigkeit. Um seinetwillen flehe ich dich an, vergieb mir meine Uebertretung und gedenke nicht mehr meiner Sünden. Ach ja, ich flehe dich an, söhne dich mit deiner untreuen Kreatur wieder aus; ich bin nunmehr von deinen Rechten auf mich überzeugt, und wünsche nichts sehnlicher, als dir anzugehören. Heiliger Gott, heute übergebe ich mich dir auf das Feierlichste. Höret, ihr Himmel; Erde, nimm es zu Ohren: Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Vernimm meine Worte, o Gott, und schreibe in dein Buch, daß ich hinfüro ganz dein sein will. Im Namen des Herrn der Heerscharen entsage

ich heute allen anderen Herren, die früherhin mich beherrscht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden des Fleisches, die in mir lagen. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe: die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf du selber, o barmherziger Vater, daß ich alles nur zu deinem Ruhme anwende, und zum Gehorsame gegen deine Befehle gebrauche. Dir anzugehören soll mein demütiges, heißes Verlangen in alle Ewigkeit sein. Trägst du mir auf, in diesem Leben andere zu dir hinzuführen, so gieb mir dann den Mut und die Kraft, frei und offen dich zu bekennen. Schenke mir die Gnade, daß ich nicht allein mich deinem Dienste weihe, sondern auch meine Brüder bewege, sich ihm zu widmen. Deiner Leitung übergebe ich meine Person und alles, was mir angehört."

„Dein Wille, nicht der meinige, geschehe; gebrauche mich, Herr, als ein zu deinem Dienste bestimmtes Werkzeug; sieh' mich an als zu deinem Volke gehörig; wasche mich im teuren Blute deines Sohnes; bekleide mich mit seiner Gerechtigkeit; heilige mich durch seinen Geist; mache mich immer mehr seinem Bilde ähnlich; kehre mit ihm bei mir ein, mein Herz zu reinigen und zu stärken. Verleihe mir den Trost, mein Herr und mein Gott, daß ich in stetem Gefühle deiner Nähe mein Leben hinbringe; und habe ich gestrebet, dir zu gehorchen und deinem Willen mich zu unterwerfen, so rufe mich ab, wann und wie du es für gut findest. Gieb, daß ich noch meinen letzten Atemzug zu deinem Dienst gebrauche. Inbrünstig bitte ich dich in meines Jesu Namen, daß ich dich in meinen letzten Lebenstagen noch preisen könne, daß ich in allen Leiden, die deine weise Vorsehung vielleicht mir zusenden wird, nur Geduld und Ergebung in deinen heiligen Willen beweisen möge; stärke meine Seele, verleihe ihr Zuversicht, wann du sie abrufen wirst, und nimm dieselbe in den Schoß deiner ewigen Liebe auf; nimm sie auf in die Wohnungen derer, die in dem Herrn gestorben sind, in jene Wohnungen, wo man in ewiger Jugendfülle unaussprechliche Freude genießt. Dir, o Vater, samt dem heiligen Geiste, werde ewiges Lob gesungen von den Millionen deiner Erlösten, und von den himmlischen Geistern, an deren Arbeit und Seligkeit du sie teilnehmen lässest."

„Mein und meiner Väter Gott, der du deinen Bund hältst und deine Segnungen spendest bis ins tausendste Glied, ich flehe zu dir in Demut, da du weißt, welch ein trügerisch Ding es um das menschliche Herz ist, verleihe mir die Gnade, mit aller Aufrichtigkeit des

Herzens in diesen Bund einzutreten und die Weihe zu bewahren, womit ich bei meiner Taufe geweiht worden bin. Der Name des Herrn sei mir zum ewigen Zeugnis, daß ich ihm dieses Gelübde unterzeichnet habe mit dem festen, treuen Willen, es zu halten."

Dieses Verlöbnis seiner Seele, diese kindliche, gottinnige Herzensergießung eines zwanzigjährigen Jünglings war nichts weniger als etwa nur das Strohfeuer einer flüchtig vorübergehenden Begeisterung eines frommen Augenblickes; eben dieselben Gefühle durchdrangen Oberlins ganzes Wesen unablässig bis zu seinem letzten Atemzuge. Und zehn Jahre nach der ersten Aufzeichnung dieser denkwürdigen Schrift bekannte er sich zu ihrem Inhalte abermals ausdrücklich, indem er darunter schrieb:

„Erneuert zu Waldbach den 1. Januar 1770."

Und am Rande einer der Seiten finden sich die Worte:

„Herr, habe Erbarmen mit mir! 1822."

Also selbst nach einem Zeitraum von 62 Jahren weiß die zitternde Hand des ehrwürdigen Greises zu dem Gelöbnisse seiner Jugend nichts hinzufügen, als die Bitte um Erbarmen. Welche tiefe Demut des Herzens, welche Treue des Glaubens an die Gnade Gottes in Christo spricht sich in diesen wenigen Worten aus! Ein thatenreiches, wunderbar gesegnetes Leben, dessen Glanz bereits über Europas Grenzen hinaus hell leuchtete und die allgemeinste Bewunderung fand, lag vor ihm ausgebreitet; aber er selbst weiß nichts von diesem Ruhm und Verdienst, will auch nichts davon wissen, sondern wirft all sein Thun als ein Nichts in den Staub zu den Füßen seines Herrn, von dessen Barmherzigkeit er allein seine Seligkeit hofft!

Als er im Jahr 1760 die Universität verließ, blieb er zunächst noch im elterlichen Hause, und beschäftigte sich mit Privatunterricht. Im Jahr 1762 nahm er jedoch eine Haus-

lehrerstelle an in dem Hause des berühmten Wundarztes Dr. Ziegenhagen in Straßburg, der nicht bloß in dem Rufe großer Geschicklichkeit in der Ausübung seines Berufes stand, sondern auch allgemein als ein Mann von wahrhaft christlicher Frömmigkeit hoch geachtet wurde. Für Oberlin war diese Zwischenstelle in mehrfacher Beziehung lehrreich. Da er nämlich schon damals bei sich beschlossen hatte, dereinst ein Landpfarrer zu werden, es zu jener Zeit aber fast noch nirgends im Elsaß auf dem Lande Aerzte gab, so benutzte er diese Gelegenheit, um sich manche medizinische Kenntnisse und chirurgische Fertigkeiten anzueignen. Der freundliche Ziegenhagen machte sich auch ein wahres Vergnügen daraus, unserm Oberlin den nötigen Unterricht zu erteilen uud ihm zugleich zur Ausübung seiner Kenntnisse Gelegenheit zu verschaffen. Eines Tages z. B. zog Ziegenhagen nach einer stattgefundenen, längeren wissenschaftlichen Unterhaltung plötzlich seinen Rock aus, schlug die Aermel seines Hemdes zurück und sagte mit Lächeln zu seinem überraschten Schüler: „Ich fühle, daß ich einen Aderlaß nötig habe, und Sie sollen ihn an mir vornehmen. Wohlan, bereiten Sie sich zu ihrer ersten chirurgischen Heldenthat vor.“ Oberlin zauderte anfänglich; doch Ziegenhagen bestand darauf, und der Aderlaß ward glücklich vollzogen. — Wir werden später hören, welchen menschenfreundlichen Gebrauch Oberlin von seinen medizinischen Kenntnissen machte.

Schon 1765 verließ er das Ziegenhagensche Haus, kehrte aber jetzt nicht in das elterliche Haus zurück, sondern mietete sich, um ungestörter seine Vorbereitung auf das Pfarramt zu vollenden, ein eigenes Stübchen.

In eben demselben Jahre traf unsern Oberlin der schmerzliche Verlust eines geliebten Bruders, der ihn so lebhaft und tief ergriff, daß er seitdem sich sehnte, auch abzuscheiden und

bei Christo zu sein, ohne daß der Gedanke an die Trennung von seinen Eltern und übrigen Lieben im stande war, sein Heimweh nach den ewigen Friedenshütten zu mildern. Der Tod erschien ihm nämlich keineswegs als eine eigentliche Trennung, und wir sehen hier bereits die Grundzüge seiner später weiter ausgebildeten Vorstellung von der jenseitigen Welt. Er hielt vielmehr dafür, daß man im Sterben bloß den Ort, nicht die Umgebung verändere, also daß man, während man hier ebener Erde wohne, im Tode nur ein Stockwerk höher ziehe. „Es scheint mir keineswegs," schrieb er in sein Tagebuch, „als ob ich von meinen Lieben getrennt wäre, wenn ich sterbe; es ist nur, als ob der Hausherr mir eine andere, von meiner Eltern Hause etwas entferntere Wohnung anweise; wovon die einzige Folge die ist, daß unsere sichtbare Berührung eine Zeit lang unterbrochen sein wird. Nachher werden wir stets in demselben Hause sein, und ich werde mich in der Nähe des Herrn befinden, dessen Allgegenwart das ganze Haus erfüllen wird." Wir finden außerdem in seinem Tagebuche aus dieser Zeit unter anderem auch folgendes Gebet an seinen himmlischen Vater:

„Ach, mein Herr und Heiland, wann wird die Stunde herannahen, wo du dein Kind zu dir nehmen wirst? Ach, sprich doch mit Lächeln zu den Himmelsbewohnern: „Wie, meine Lieben, wollen wir nicht bald meinen Fritz Oberlin heimholen? Ach, ich will ihn nicht länger dem brennenden Verlangen Preis gegeben lassen, das ihn verzehrt; seht seine Aengsten, hört, wie er mich anfleht!"

Im Jahr 1766 kaufte er eine Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände und Kunsterzeugnisse, der er später eine beträchtliche Ausdehnung gab. Man fand darin Gegenstände aus allen drei Reichen der Natur, die voller Sachkenntnis und sehr geschmackvoll geordnet waren. Es verdient diese Sammlung um so mehr einer Erwähnung, weil er dieselbe auch für seine späteren Pfarrgenossen zu einer Quelle der

Belehrung und des Vergnügens machte, und sie, so viel thunlich, den Lehrern und Lehrerinnen zur Verfügung stellte. Ferner muß aus diesem Jahre noch angeführt werden, daß ihm eine Feldpredigerstelle bei einem französischen Regimente angetragen wurde, die er auch um so bereitwilliger annahm, als sie ihm einerseits einen neuen, größeren Wirkungskreis zu eröffnen verhieß, und weil sie andererseits ganz seiner von Kindheit an gehegten Vorliebe für das Militär entsprach. Zu eben jener Zeit aber, da er beschäftigt war, sich auf sein neues Amt vorzubereiten, machte ihm Stuber den Besuch, von welchem vorhin die Rede gewesen, und erwählte ihn zu seinem Nachfolger im Steinthal. Mit Freuden nahm Oberlin diesen Antrag an, doch unter der zwiefachen Bedingung, daß er erstens seiner eingegangenen Verpflichtung in Betreff der Feldpredigerstelle entbunden werde, und daß sodann alle Kandidaten, die dem Range nach vor ihm Ansprüche auf Anstellung hätten, die Pfarrei Waldbach ausschlagen würden. Die erste dieser Bedingungen fand ihre Erledigung durch einen freiwillig sich darbietenden Bewerber, und die zweite dadurch, daß wegen der äußerst geringen Besoldung eines Pfarrers in Waldbach niemand Lust hatte, dorthin zu gehen. Demgemäß reiste denn Oberlin unter vielem Flehen, daß der Segen Gottes auf ihm und der ihm anzuvertrauenden kleinen Herde ruhen möge, am 30. März 1767, damals erst 27 Jahre alt, nach dem Steinthal ab, woselbst er seine Bestätigung durch den Herrn Marquis-Voyer d'Argenson, den damaligen Grundherrn der Grafschaft Steinthal, erhielt. Durch Stubers Vermittlung erhielt im Jahre 1768—1780 auch die Gemeinde Rothau einen treuen Seelsorger in Schweighäuser, der für Oberlin ein gleichgesinnter Nachbar und Amtsbruder war.

4. Oberlins erste Erfahrungen im Pfarramte, die Verlobung und seine drei Gehilfen.

Oberlin hatte kaum seinen Einzug ins Steinthal gehalten, als er auch sofort seine merkwürdige Thatkraft entwickelte. Seine ersten Erfahrungen sollten aber wenig erquicklicher Art sein. Zunächst nahm ihn ein altes, einstöckiges Pfarrhaus auf, das kaum gegen Wind und Wetter zu schützen vermochte. Dazu lehrte ihn jeder Blick auf die übrigen armseligen Hütten des einsamen, nach allen Seiten hin vom Gebirge wie von Ringmauern umschlossenen Thales, und mehr noch das tiefe geistige und leibliche Elend der Bewohner, daß trotz der durch seinen vortrefflichen Vorgänger angebahnten Verbesserungen seiner hier eine Arbeit von nicht gewöhnlicher Art warte. — Sehr richtig erkannte Oberlin alsbald, daß seine Aufgabe eine doppelte sei: einmal vor allen Dingen das geistige Heil der ihm anvertrauten Seelen, sodann aber auch das leibliche Wohl seiner Gemeinde aus allen Kräften zu fördern. Er wußte zwar wie nur irgend einer, daß ein Christ am ersten und vor allem trachten müsse nach der himmlischen Heimat, aber er wußte ebensowohl, daß dieses höhere Streben des Geistes einer äußeren Grundlage bedürfe, weil der Mensch zwar nicht vom Brot allein lebt, aber doch auch das tägliche Brot nicht entbehren kann, und daß die leibliche Not und Armut sich gar zu leicht wie ein Bleigewicht an die Flügel des Geistes hängen, das einen kräftigen und gedeihlichen Aufschwung der Seele hemmt. Wie groß das äußere Elend seiner Steinthaler war, wissen wir aus dem ersten Kapitel.

Eingedenk, daß verlorene Zeit nie wieder zurückgerufen werden kann, säumte Oberlin nicht, das bald zu thun, was er thun wollte. Mit der ganzen Fülle der ihm innewohnenden

Glaubenskraft und Liebesmacht verkündigte er seinen lieben Steinthalern mit fröhlichem Munde die freudenreiche Botschaft von der Gnade Gottes in Christo. Nicht minder aber hielt er an, mit unerschrockenem Mute zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, und wenn's not that, das Böse zu strafen wie es ihm die Liebe gebot. Oft wollte es die rohen Steinthaler dünken, ihr Pfarrer führe eine harte Rede, und viele unter ihnen schienen geneigter, diesen Boten des Friedens aus ihren Grenzen zu entfernen, als ihn zu behalten. Doch wenn sie sich auch Oberlins Predigtweise ruhig gefallen ließen, so schien es ihnen hingegen unleidlich, daß er, was er Sonntags predigte, auch an den Wochentagen auf das gewöhnliche Leben angewandt wissen wollte, besonders wollten sie sich nicht gefallen lassen, daß er ihre häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten im Lichte des Evangelium zu beleuchten und zu strafen sich herausnahm. Sie konnten es dem jungen Pfarrer nicht verzeihen, daß er so manche unter ihnen herrschende Unsitten beim rechten Namen nannte, und Sachen, bei denen sie groß geworden waren, besser verstehen wollte als sie. Kurz, alle zunächst auf das zeitliche Wohl seiner Pfarrkinder gerichteten Bemühungen und Verbesserungspläne wurden als unnütze oder gar als gefährliche Neuerungen ausgeschrieen und fanden heftigen und hartnäckigen Widerstand, auch die schlagenden Gründe der Faust lagen ihnen ganz nahe. Wir dürfen freilich nicht unbemerkt lassen, daß Oberlin in der ersten Zeit seiner Amtsführung bei seinem Feuereifer und „pulverartigen Naturell" das, was unter den gegebenen Umständen nur auf langen Umwegen zu erreichen war, am liebsten im Sturmschritt erzielt hätte, wie er denn selbst später äußerte: er habe seine halbwilden Steinthaler damals gern mit der Peitsche in den Himmel treiben wollen, daher auch Stuber

wohl sagte: „Er weidet mir meine Schafe mit einem eisernen Stabe.“

Etliche seiner Pfarrkinder hatten sich verabredet, ihrem neuerungssüchtigen Pfarrer aufzulauern, um ihn tüchtig durchzuprügeln. Zur Ausführung war ein Sonntag gewählt. Glücklicherweise erfuhr Oberlin noch rechtzeitig ihr Vorhaben und wählte für heute zu seiner Predigt den Text: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ Er sprach hiernach von der christlichen Geduld und Sanftmut, womit man Unrecht und Beleidigungen ertragen solle. Nach der Kirche versammelten sich die Mißvergnügten in dem Hause eines der ihrigen und lachten über ihren Pfarrer, bei dem sich's nun bald zeigen solle, ob er das, was er andern predige, auch selbst in Anwendung bringen möge. Da geht die Thüre auf und der Pfarrer tritt unter sie herein. „Hier bin ich, meine Freunde,“ spricht er mit einer Ehrfurcht gebietenden Ruhe, „euer Vorhaben ist mir bekannt, ihr habt mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig hieltet. Habe ich wirklich das, was ich euch gelehrt und gepredigt, jemals übertreten, wohlan so straft mich, hier bin ich und möchte euch gern die Niederträchtigkeit des heimlichen Auflauerns ersparen.“ Die Bauern standen beschämt da, kamen darauf einer nach dem andern an den Pfarrer heran, gaben ihm die Hand und baten ihn um Verzeihung.

Einige Wochen darnach ereignete sich ein ähnlicher Fall. Mehrere junge Leute hatten nämlich, wie unserem Oberlin gemeldet wurde, den Entschluß gefaßt, ihn am nächsten Sonntage, wenn er nach beendigtem Gottesdienst vom Filialdorf nach Waldbach zurückreite, zu ergreifen und in einen Wassertrog, wie man deren dort überall auf den Viehtriften

hat, zu tauchen. „Unser Pfarrer hat zu viel Hitze," hatten sie geäußert, „wir wollen ihn ein wenig abkühlen." Oberlin fand in seiner Predigt Anlaß, von der besondern göttlichen Obhut zu reden, deren sich immer diejenigen zu erfreuen hätten, die stets vor Gottes Augen wandelten und ihre Hoffnung auf den Herrn setzten. Er erklärte hierauf: „Meine lieben Freunde, ich kenne die Anschläge meiner Widersacher und habe erfahren, daß sie Lust haben, mich auf meinem Rückwege in einen Wassertrog zu tauchen. Aber ihr kennt mein Pferd nicht, wenn ihr glaubt, daß es möglich sei, mich zu ergreifen. Wisset indes, daß ich den Feinden den Plan leichter machen und zu Fuß zurückgehen werde. Alsdann haben sie gewonnen Spiel, da ich nicht so stark laufen kann wie sie. Uebrigens glaubet nur nicht, daß sie mir ohne den Willen meines Vaters im Himmel auch nur ein Haar auf meinem Haupte krümmen können." Wirklich ging er darauf zu Fuße fort und ließ sich sein Pferd nachführen. An dem bewußten Ort standen in der That mehrere handfeste, junge Bursche hinter einer Hecke, allein Oberlin ging langsamen, festen Schrittes und freundlich grüßend an ihnen vorüber, und niemand wagte es, Hand an ihn zu legen.

Diese Vorfälle trugen wesentlich dazu bei, seinen Einfluß auf die Gemüter zu erweitern und zu verstärken. Die entlarvten Ränkeschmiede wünschten die Gunst ihres gekränkten Pfarrers wieder zu gewinnen, und sagten sich, daß dies nur geschehen könne, wenn sie von nun an seinen gemeinnützigen Plänen keinen Widerstand mehr entgegenstellten. Sodann aber war die Mannhaftigkeit und feste Entschlossenheit, welche sich in Oberlins Verhalten zu Tage legte, wohl geeignet, auch auf den Mutwilligen und Trotzigen einen Eindruck zu machen, endlich aber war es besonders um deswillen un-

möglich, auf die Dauer dem treuen Pfarrer Widerstand zu leisten, weil die große Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, ja völlige Aufopferung für das Wohl seiner Pfarrkinder, sowie die große Freundlichkeit seines Verkehrs mit den Leuten auch die unempfindlichsten Herzen zu gewinnen wußte. Der Anfang der Amtsführung in Waldbach war kein leichter, wir werden aber sehen, welch treue Gehilfen Gott dem jungen Prediger mit seinem wohlgemeinten Feuereifer bereit hatte, um seine Bürde tragen zu helfen, ja zuweilen auch ihn mit gutem Rat zu leiten.

Schon vor Oberlins Einzug ins Steinthal äußerte seine Mutter den Wunsch, daß er sich eine Gehilfin erwählen möchte, welche in dem einsamen Waldbach um ihn sei und die Last und Sorge seines Amtes und Hauswesens mit ihm teile. Unserem Oberlin selber machte dieser Gedanke an die Zukunft noch keine Sorge, doch ging er aus kindlicher Fügsamkeit auf den mütterlichen Vorschlag ein, nur sollten seine Eltern die Wahl einer passenden Gefährtin treffen. Mutter Oberlin glaubte eine solche gefunden zu haben, sie hatte unter der Hand erfahren, daß, wenn ihr Sohn um die Tochter einer reichen Bierbrauer-Witwe anhalten würde, derselbe keine Fehlbitte thun werde. Sie forderte ihren Sohn auf, selbst sein Glück zu versuchen. Von frühester Jugend auf gewohnt, in allen Fällen, wo seine Vernunft ihm keine ausreichende Ratgeberin zu sein schien, auf einen Wink der Vorsehung zu warten, von welchem er sich dann bestimmen ließ, bat er auch diesmal Gott inbrünstig, er möge diesen Schritt zu seinem wahren Besten leiten. Daran wie die Mutter des jungen Mädchens ihn aufnehme, wolle er erkennen, ob diese Heirat nach Gottes heiligem Willen sei. Wenn die Mutter von selber seinem Antrage entgegenkäme, so wolle er es als ein Zeichen der göttlichen Billigung be-

trachten; thäte sie dies nicht, so wolle er es für seine Pflicht halten, von der Sache gar nichts zu erwähnen. Hierauf geht er zu dem betreffenden Hause. Die Mutter nimmt ihn freundlich auf und ruft auch alsbald ihre Tochter herunter. Man setzt sich, spricht vom Wetter, von den Neuigkeiten der Stadt und andern dergleichen Dingen, bis die Unterredung stockt und ein Stillschweigen eintritt, während dessen man bald sich verlegen anblickt, dann zum Boden niedersieht, bis nach etlichen Minuten Oberlin plötzlich aufsteht und mit einer höflichen Verbeugung sich empfiehlt, ohne daß Mutter und Tochter von ihm erfahren, was die Ursache seines sonderbaren Besuches gewesen.

Von dieser Verbindung war nun zwar ferner keine Rede mehr, dagegen brachten die sorgsamen Eltern ihrem Sohne eine andere in Vorschlag. Sie hatten schon seit langer Zeit in einem nahen freundschaftlichen Verhältnis mit der Familie eines ehemaligen Lehrers ihres Friedrich gestanden, welchen dieser innig liebte. Dieser Lehrer hatte eine Tochter, ein Mädchen von sehr einnehmendem Aeußern, gegen welche Oberlin jederzeit eine herzliche Achtung bezeugte. Er willigte daher leicht in den Vorschlag der Eltern ein, daß sie selber für ihn um die Hand des Mädchens werben wollten. Alles schien bereits in Richtigkeit; da meldete sich ein reicherer Freier um die Jungfrau und erhält von der Familie derselben den Vorzug vor Oberlin, und auch das Mädchen giebt das frühere Verhältnis mit diesem auf.

Etliche Wochen nachher erhält jedoch Oberlin ein Briefchen vom Vater des Mädchens, worin derselbe den Wunsch äußert, daß die Verbindung von neuem möge angeknüpft werden. Oberlin geht sogleich mit dem Briefchen in der Hand nach dem Hause seines alten Lehrers, giebt es diesem zurück und sagt: „Mein teurer Freund! ich bin gewohnt, den

Winken der Vorsehung unbedingten Gehorsam zu leisten. Das, was zwischen uns vorgefallen, erschien mir als ein deutlicher Wink, daß diese Verbindung weder zu meinem noch zu Ihrer Tochter Glück gereichen würde. Lassen Sie uns daher nicht mehr von dieser Sache sprechen und alles vergessen, und gewähren Sie mir nur die Bitte, mir nach wie vor Ihre Liebe zu schenken, sowie die meinige zu meinem teuren Lehrer noch immer dieselbe ist und allezeit bleiben wird." Darauf sprach man von andern Dingen, und das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Familien blieb ungestört.

Mutter Oberlin mußte sich nun selber entschließen, mit ihrem Sohne nach Waldbach zu gehen und ihm sein dortiges Hauswesen einzurichten. Nach ihrer Rückkehr nach Straßburg übernahm ihre jüngere Tochter, Sophie, die Besorgung des Haushaltes bei ihrem Bruder. Ungefähr ein Jahr nach Oberlins Einzug ins Steinthal kam eine entfernte Verwandte des Hauses, Magdalena Salome Witter, zu ihrer Freundin Sophie zum Besuch, um nach einer eben überstandenen Krankheit dem Rate des Arztes gemäß an der frischen Luft des Gebirges sich zu stärken. Der Vater dieser Magdalena Witter war Professor an der Universität zu Straßburg gewesen; beide Eltern starben aber frühe, und Magdalena wurde dann bei ihrer Großmutter erzogen und kam nach deren Tode zu einer vornehmen Tante. Mit einer hohen Ausbildung des Geistes verband die Jungfrau eine noch höhere des Herzens, denn dieses Herz war erfüllt von der Liebe und dem Geiste Jesu Christi. Hierbei aber hatte sie durch ihre Erziehung und ihren Aufenthalt im Hause der Großmutter und Tante ein gewisses vornehmes Wesen angenommen, das von der Sitte und Tracht der einfachen Steinthaler sehr verschieden sich in Kleidung und äußerem

Benehmen zeigte und welches unserem Oberlin zuwider war. Er empfahl seinen Pfarrkindern die größte Einfachheit, und dazu wollte die feine Dame in seinem Hause nicht passen. Uebrigens schien die Abneigung der Jungfer Witter gegen den jungen Pfarrer im Steinthal eben so groß als die seinige gegen sie; fast täglich gab es Streit zwischen beiden, Magdalena hatte mehrere Male bei Tische geäußert, einen Pfarrer möge sie nicht heiraten, und diese Aeußerung war ihr wohl zu glauben, da sie schon mehrere wohlbemittelte und äußerlich annehmbare Bewerber um ihre Hand zurückgewiesen hatte. Als daher die gute Mutter Oberlin, welche während Magdalenens Anwesenheit auf einige Tage zum Besuch ins Steinthal kam, ihrem Fritz abermals zuredete: „nimm dir doch die Jungfer Witter," erklärte er unverhohlen der Mutter seine Abneigung gegen das Mädchen. Die Mutter schwieg jetzt und reiste bald wieder nach Straßburg zurück. Etliche Tage vorher jedoch, ehe Magdalenens Aufenthaltszeit im Steinthal zu Ende geht, ist es unserem Oberlin, als hörte er ohne Aufhören in seinem Innern die Worte der guten Mutter: „nimm die Jungfer Witter." Unwillig springt er von seinem Studiertisch auf, reitet aus, kommt wieder nach Hause, steigt dann noch zu Fuße auf das Gebirg hinauf und wieder hinab, aber die Stimme in seinem Innern geht mit ihm aus und kommt wieder mit ihm heim. Nach einer ganz schlaflosen Nacht versucht er dann sein gewöhnliches, oft erprobtes Heilmittel gegen alle innere Unruhe, er wirft sich auf seine Kniee und bittet Gott inbrünstig, er möge ihn von dieser Narrheit des Herzens befreien, oder, wenn die innere Stimme von ihm sei, wenn diese Verbindung sein heiliger Wille sei, so möge er ihm Unterwürfigkeit in diesen Willen schenken. Er wird jetzt ruhig. Darauf bittet er um freudige Unterwürfigkeit. — Sein Herz wird sehr

getrost und freudig. — Er hat diesen Tag in Belmont (Schönfeld) deutsch zu predigen; die Schwester Sophie und Magdalena hatten ihn zur Kirche begleitet, und erwarteten ihn jetzt zum Essen im Garten. Da fleht er abermals zu seinem Herrn: Ist es denn dein heiliger Wille, daß ich um Magdalena werbe, so gieb mir dies auch daran zu erkennen, daß die Jungfrau sogleich und ohne Rückhalt zu meinem Antrag „Ja" sagt. Er tritt jetzt zu Magdalena hin: „Liebe Jungfer Witter," sagt er, „ich habe Sie mehrere Male erröten gemacht, neulich sogar in der Kirche zu Waldbach, da ich gegen den vornehmen Kleiderstaat predigte. Jetzt will ich Sie aber noch mehr erröten machen. Denn ich frage Sie: wollen Sie mir diesen noch wüsten Garten Gottes, hier das Steinthal, als meine treue Gehilfin anbauen helfen, mich nie durch Verwendung ihrer hohen Anverwandten von meiner armen Gemeinde an ein etwa einträglicheres Amt verlocken, wollen Sie, mit einem Wort, dem armen Pfarrer im Steinthal Ihre Hand reichen, so sagen Sie ohne Rückhalt Ja." Die Jungfrau steht auf, hält, um das Erröten zu verbergen, die eine Hand vors Gesicht, die andere reicht sie ihm dar. Oberlin schlägt ein, und die Verbindung ist zum Heil für beide Seelen in Zeit und Ewigkeit geschlossen. Schon am 6. Juli 1768 war die Vermählung.

Magdalena brachte, wie schon erwähnt, ihrem Gemahl die beste Aussteuer in das arme Steinthal mit: einen frommen, christlichen Sinn, reichbegabten Geist, ein innig liebevolles Eingehen in alle Wünsche und Pläne ihre Mannes. Man hat unter Oberlins Papieren das Gebet gefunden, das die beiden Gatten gleich im Anfang ihrer Verbindung gemeinschaftlich mit einander zu sprechen pflegten. Wir teilen es hier als Muster eines solchen Gebetes mit:

„Heiliger Geist! steige in unsere Herzen hernieder, hilf uns mit Inbrunst und von Grund unserer Seelen beten; erlaube deinen Kindern, o huldreicher Vater, vor deinem Antlitze zu erscheinen und dich zu bitten um alles, was sie bedürfen! Gieb, daß wir einander nur in dir und in unserm Heilande Jesu Christo als Glieder seines Leibes lieben! Hilf uns, daß wir den ganzen Tag unsere Blicke unverrückt nur auf dich richten, vor dir wandeln und in dir unser Gemüt sammeln, damit von Tag zu Tag unser Leben geistiger werde! Gieb, daß wir in Erfüllung aller unserer Pflichten dir treu seien, hierzu einander aufmuntern, uns gegenseitig unsere Fehler entdecken und gemeinschaftlich im Blute Jesu Christi Vergebung suchen! Beten wir mit einander, — o möchte dies oft und viel von uns geschehen! — so sei du, Herr Jesu, in unserer Mitte; und du, o himmlischer Vater, mache uns recht inbrünstig; erhöre um Jesu Christi willen, was du durch deinen heiligen Geist uns gelehrt hast, von dir zu erflehen. — Da du für dieses Leben die Glieder unseres Hauses unter unsere Aufsicht und Leitung gestellt hast, so schenke uns Weisheit und Kraft, dieselbe auf eine dir wohlgefällige Weise zu leiten. Gieb, daß wir ihnen immer mit gutem Beispiele vorangehen, und thun, was du uns von Abraham sagest, welcher seinen Kindern und seinem Hause befahl, daß sie des Herrn Wege halten sollten und thun, was recht und gut ist. Schenkest du uns Kinder und bewahrest sie uns, o so verleihe uns die Gnade, dieselben für dich zu erziehen, sie frühe schon dich kennen, fürchten, lieben und den Gott, der mit ihnen einen Bund gemacht hat, anrufen zu lehren; damit, dem Gelübde gemäß, das man in ihrem Namen bei ihrer Taufe ablegen wird, sie von der Wiege bis zum Grabe dir treu bleiben. O du unser himmlischer Vater, gieb, daß wir ihnen

unser ganzes Leben lang mit Sanftmut, Liebe und Geduld, bei ihrem Aufstehen und Schlafengehen, zu Hause und außer dem Hause, bei jedem Anlasse, wo es möglich ist, dein Wort einprägen, wie du, o Herr, es haben willst, und wie es Kindern ziemet, denen du das Leben nur als ein Mittel geschenkt hast, zu dir zu gelangen. — Gehen wir mit einander zum heiligen Abendmahl, o so verleihe uns immer neue Gnade, neue Kräfte, neuen Mut, auf dem Wege zum Himmel voranzuschreiten; und, da wir nur viermal des Jahres deinem Tische uns nahen können, so gieb, daß wir desto öfter, ja täglich und stündlich durch den Glauben Teil daran nehmen! Daß wir stets den Tod vor Augen haben, und jederzeit auf denselben uns vorbereiten; und dürfen wir um irgend etwas Bestimmtes dich anflehen, o so verleihe, daß wir nicht lange von einander getrennt seien, sondern daß des einen Tod bald, recht bald auf das Hinscheiden des andern folge. Erhöre uns, o du himmlischer Vater, um deines geliebten Sohnes, um Jesu Christi willen. Amen. — Und du, unserer Seele Bräutigam, möchten wir beide inbrünstig dich lieben, immer mit dir in Verkehr und Gemeinschaft stehen! Gieb nicht zu, daß wir auf unsere eigne Gerechtigkeit und auf unsere Werke unser Vertrauen setzen, sondern allein in dein Blut und in deine Verdienste. Sei mit uns, bewahre uns in der Treue, und verleihe uns, Herr Jesus, dich bald zu schauen. Gott heiliger Geist, wohne beständig in unsern Herzen; lehre uns jeden Augenblick unsere Seufzer zu unserm huldreichen Vater emporzusenden; verleihe uns, je nachdem wir es bedürfen, deine Kraft oder deinen Trost. Und dir, nebst dem Vater und dem Sohne, sei Lob, Ehre und Preis, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Frau Magdalene Oberlin wurde bald eine unschätzbare Stütze ihres Mannes bei allen seinen Liebeswerken. Und

wenn später die kindliche Verehrung der Steinthaler ihren guten Pfarrer nie anders, als unter dankbaren Segnungen den „lieben Papa" zu nennen pflegte, so hatte sie dagegen den gerechtesten Anspruch auf den Ehrentitel einer Mutter der Steinthaler.

Der zweite Gehilfe war Stuber, sein edler Vorgänger im Amt, mit welchem er bis zu dessen Tode (1797) in regem Verkehr blieb, und an dem er stets einen erfahrenen, treuen, liebevollen, väterlichen Ratgeber und eifrigen Förderer aller seiner guten Unternehmungen fand. Namentlich suchte ihn derselbe zu Anfang davor zu bewahren, daß er nicht im raschen, vielgeschäftigen Eifer für das leibliche Wohl seiner Pfarrgemeinde das „Eine, was not thut," vergäße.

Der dritte Gehilfe Oberlins war endlich die fromme, und wie er selbst ihr das Zeugnis giebt, über alles Lob erhabene Luise Scheppler, die ihm seit dem 16. Juni 1779 bis zu seinem Tode, also 48 Jahre lang, zuerst als Dienstmagd, und nach dem Tode seiner Gattin, 17. Januar 1783, auch als Haushälterin und Erzieherin seiner unmündigen Kinder mit einer wunderbaren Aufopferung zur Seite stand, und zugleich bis zu ihrem Tode, 25. Juli 1837, also 58 Jahre lang, eine ausgezeichnete Lehrerin an den auf ihre Anregung von Oberlin gegründeten Kleinkinderschulen war.

5. Oberlin als Vater, Versorger und Erzieher seiner Gemeinde.

Oberlins Liebe zu seinen Pfarrkindern war eine wahrhaft väterliche, jedes Anliegen und jede Not trug er mit und half durch Rat und That, soweit dies in seinen Kräften stand. Vom ersten Eintritt in das Steinthal an, und dann mit immer größerem Ernste, wandte er sich daher auch ihren

äußeren Bedürfnissen, für die ihm Gott ein so aufmerksames und verständiges Herz gegeben hatte, zu, wohl eingedenk, daß, wer Not hebt, vieles Böse verhütet. Es ist unmöglich, hier alle jene Verbesserungen, die Oberlin ins Leben rief, im einzelnen aufzuführen. Ich will daher nur die bedeutsameren übersichtlich hervorheben, ohne mich dabei gerade an die Reihenfolge zu binden, in welcher sie ins Werk gesetzt wurden.

Nirgends war vielleicht in einem weiten Umkreise umher der Ackerbau schlechter bestellt als im Steinthal zur Zeit als Oberlin kam. Teilweise hatte dies allerdings, wie bereits erwähnt, natürliche Gründe. Ein großer Teil der Schuld lag indessen an der über alle Maßen nachlässigen und verkehrten Behandlung des Bodens, wodurch die Ertragsfähigkeit des verwahrlosten Ackers sehr verringert werden mußte. Die Kartoffeln z. B., dieses Haupt- und beinahe einzige Erzeugnis des Landes, waren ausgeartet und die Felder lieferten einen geringen Ertrag. Eine stets steigende Armut war die unausbleibliche Folge davon, Hunger und Kummer setzten sich als ungebetene Gäste mit zu Tische. Das ging unserem Oberlin zu Herzen, und er wünschte nichts sehnlicher, als seine Pfarrkinder von diesen lästigen Kostgängern zu befreien. Als das geeignetste Mittel hiefür erkannte er die Verbesserung der Landwirtschaft, welche jederzeit die eigentliche Grundlage und Hauptquelle des äußeren Wohlstandes eines Volkes ist. Er erteilte ihnen demnach allerlei zweckdienliche Ratschläge, und empfahl ihnen z. B. den Ertrag ihres leichten Sandbodens durch die Benutzung der in den Gräben zusammengehäuften Schlammerde rc. zu erhöhen. Aber das alles war in den Wind geredet. Teils waren seine Bauern zu träge, um Verbesserungen zu unternehmen; teils hatten sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt, der Boden habe seine frühere Fruchtbarkeit und Kraft verloren, und alle Mühe

und Arbeit sei an ihm vergeudet. Besonders wollte es ihnen übel eingehen, daß ihr Herr Pfarrer die landwirtschaftlichen Hantierungen besser verstehen solle als sie, die sie auf dem Acker und hinter dem Pfluge groß geworden seien, während er sein Leben hinter dem Büchertische zugebracht habe und auch seine Weisheit in ländlichen Dingen nur aus den Büchern komme.

Oberlin sah bald, daß mit Worten nichts auszurichten sei. Er entschloß sich kurzweg, anstatt zu ihren Ohren, zu ihren Augen zu predigen. Er erwählte demgemäß dem Weg entlang einige Pfarrgrundstücke, bestellte diese aufs beste und machte sie zum Schauplatze seiner landwirtschaftlichen Arbeiten und Versuche. Er ließ aus Holland, aus der Schweiz von mehreren Sorten Kartoffelsamen kommen, und zog davon neue Arten. Auch verschiedene Gemüsearten, die man bisher selbst nicht einmal dem Namen nach im Steinthal gekannt hatte, baute er an, gleichwie er auch auf den Anbau der einheimischen und ausländischen Getreidefrüchte den größten Fleiß verwendete, ebenso ließ er sich die Anpflanzung von Obstbäumen angelegen sein, denn bisher waren im Steinthal nur wilde Holzäpfel und Birnen einheimisch gewesen. Er legte eine Baumschule an und wartete nun, ohne viel Reden zu machen, in Geduld die Zeit ab, wo seine Pfarrgenossen, die das Werk seiner Hände täglich vor Augen hatten, von selbst nachfolgen würden. Diese Zeit ließ auch nicht allzulange auf sich warten, freilich mußte anfänglich das Sprichwort: „Wer an den Weg bauet, hat viele Meister" auch hier wahr werden. Mancher, der an den neuen Anpflanzungen Oberlins vorüberging, schüttelte den Kopf oder ergoß sich in Spott darüber, allein bald blieb doch der eine oder der andere nachdenklich stehen, verwunderte sich über das prächtige Aussehen und den außergewöhnlichen Ertrag

der Felder. Besonders aber ging ihnen ein Licht auf über die wunderschönen Obstbäume, als diese in ihrem reichen Gottessegen prangten. Papa Oberlin erzählte, daß ihm der Erntesegen schon ein hübsches Sümmchen blanker Thaler eingebracht habe, und so kamen die Bauern fast ohne ihr Wissen und Wollen dahin, wohin sie Oberlin gern haben wollte. Oberlin zeigte ihnen, wie man aus Kernen Bäume ziehen und diese durch Pfropfen veredeln könne, verabreichte auch freigebig einzelne Pflänzlinge aus seiner Baumschule, und so währte es nicht lange, bis manche Hütte von kleinen Obst- und Fruchtgärten umgeben war, was der bisher so öden Gegend ein ganz verändertes, ungleich freundlicheres Ansehen verlieh.

Auch von seinen besseren Kartoffelarten teilte Oberlin an seine Gemeindeglieder aus, was den Erfolg hatte, daß nach Verlauf einiger Jahre die nahrungbringende Frucht in so reicher Menge gezogen wurde, daß nicht allein der eigene Bedarf vollkommen befriedigt war, sondern daß auch noch ansehnliche Vorräte nach auswärts, namentlich nach Straßburg, verkauft werden konnten, wo die Steinthaler Kartoffeln bald besonders gesucht und besser bezahlt wurden.

Oberlin dehnte seine landwirtschaftlichen Versuche auf den Anbau des Flachses und Hanfes aus, dazu ließ er sich den Samen aus Riga kommen. Auch dieser Versuch gelang, so daß durch Flachs- und Hanfbau nachmals den armen Steinthalern eine sehr einträgliche Erwerbsquelle eröffnet wurde. Ebenso führte er auch den Anbau des unschätzbaren Klees ein, der bisher dort gänzlich unbekannt war.

Nunmehr gelang es ihm auch endlich, sein Bergvölklein an bessere Zubereitung und Benutzung des von ihnen bisher so wenig geachteten Düngers zu gewöhnen. Er selbst ging ihnen auch hierin mit einem guten Beispiel voran; ja ließ

sogar, „damit nichts umkomme," alle Abfälle aus dem Pflanzen- und Tierreiche durch arme Kinder, deren Eifer er durch etliche Sous anzufeuern wußte, einsammeln, und vergrößerte damit seinen Mischdung- (Kompost-) Haufen. Auch hatte er auf seinem Pfarrhofe besondere Gruben oder sonst geeignete Behälter machen lassen, worin der Ablauf der Dungstätte und der Abfluß aus den Viehställen aufgefangen wurde, die er dann als Gülle oder Adel auf die Aecker und Wiesen hinausführte. Er kannte auch die vorzüglichen Eigenschaften des Mergels, und ließ sich daher etliche tiefgehende Bohrer kommen, um damit Versuche anzustellen und dem Mergel, falls er sich im Steinthal finden sollte, auf die Spur zu kommen. Was er suchte, fand er für diesmal freilich nicht, wohl aber entdeckte er bei dieser Gelegenheit, oberhalb La Hutte, an der Stelle eines ehemals sich dort befindenden Sees oder Teiches ein Torflager, das eine schätzbare Hilfsquelle jener Gegend wurde.

Ebenso war der unermüdliche Pfarrer auf die Vermehrung und Veredlung der Viehzucht bedacht. Er setzte aus eigenem Beutel für die Gemeinde, welche den schönsten Stier gezogen hatte, jährlich einen Preis aus, auch die Stallfütterung führte er ein, diese machte wiederum die Verbesserung und Vergrößerung der Wiesen zu einem unabweisbaren Bedürfnisse. Es war dies keine leichte Aufgabe in einem Land, wo, wie man noch jetzt bei Bellefosse nach Pendbois zu ein Bild im Kleinen davon finden kann, die Berggewände, die zu Wiesen dienen, überall mit gewaltigen Granitblöcken übersäet waren, die zuvor gesprengt und hinweggeschafft und vergraben werden mußten. Wo ferner die zahlreichen Quellwasser und Waldbäche, besonders wenn sie durch Regen oder durch das Auftauen des Schnees anschwollen, die wenige gute Ackerkrume fortspülten, überall den Boden

durchfurchten und an vielen Stellen tiefe Erdschlipfe verursachten, oder an andern Orten sumpfige Flächen bildeten, in denen nur geringes, saures Gras wuchs. Allein die Steinthaler ließen sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse nicht mehr so leicht abschrecken. Sie legten unter Oberlins verständiger Leitung mutig und unerschrocken die Hand ans Werk. Den Bächen wurden also tiefere und geregelte Betten gegraben, die versumpften Stellen wurden durch Gräben trocken gelegt, die Versenkungen und Niederungen wurden aufgefüllt, während dagegen hochgelegenere Stellen, die in trockenen Jahrgängen leicht von Dürre litten, abgetragen oder durch das aufgefangene Wasser der Quellen, das man auf geeignete Weise ihnen zuführte, getränkt wurden. Nun wurde der Boden zum Anbau besserer Futterkräuter geeignet.

Ehe der Faden der Erzählung von Oberlins großartigen Verbesserungen im Steinthal weiter geht, stehe hier eine Ermahnung im Auszuge, welche derselbe hinsichtlich der künstlichen Bewässerung der Wiesen an seine Steinthaler richtete, da sie ein schönes Bild giebt, wie Oberlin auch den Unternehmungen, die das Zeitliche betrafen, immer eine Deutung aufs Ewige zu geben wußte.

„Ich bitte die Leute, welche nicht mit all ihren Kräften, all ihrem Vermögen und Kredit dazu beitragen, die nötigen Anordnungen zur brüderlichen Wiesenwässerung zu treffen — ich bitte sie zu erwägen: 1) die Liebe zu Gott und dem Nächsten ist das erste und vornehmste Gebot; 2) Gott fordert in allem als Regel gute Ordnung, gutes Verständnis, brüderliche Liebe; 3) um das Reich dieser Tugenden auf Erden zu gründen und uns vom Satan befreien zu können, der Unordnung, Haß, Streitigkeiten und Ungerechtigkeiten will und begünstigt — das heißt, um uns von seiner Macht los zu machen, hat unser Herr und Heiland Jesus Christus

so martervoll gelitten; 4) ich bitte zu bedenken, daß wir ihn bei seinen Plänen mit all unsern Kräften unterstützen sollen; 5) daß, wenn wir dies nicht bei jeder Gelegenheit thun, wenn man kalt und gleichgültig bleibt, wo es sich darum handelt, eine brüderliche Anordnung zu treffen, eine Gewohnheit der Hölle abzuschaffen und eine göttliche Regel einzuführen — das heißt, liebe Freunde! — das heißt, sich aus Liebe zu einem kleinen augenblicklichen, vorübergehenden und irdischen Gewinn mehr auf die Seite des Satans als Jesu Christi neigen.

„Hat nicht der Heiland selbst erklärt, daß er die, welche nicht für ihn sind, als solche ansieht, die wider ihn sind, und die, welche nicht mit ihm an seinem Reiche bauen helfen, als solche, die es niederreißen! Darum, liebe Freunde, keine Kälte, kein Gleichgültigkeit, Lauheit noch Feigheit in seinem Dienste. Er ist für uns gestorben, — laßt uns wenigstens mit ihm leben."

Oberlin schenkte nicht bloß allen landwirtschaftlichen Anstalten und Lehrbüchern seine sorgsamste Aufmerksamkeit, er machte sich auch mit der Tierarzneikunde bekannt, und er gründete 1778 einen landwirtschaftlichen Verein. Auch dieser Verein verfolgte ein höheres Ziel; derselbe hatte z. B. zum Wahlspruch: „Wir leben für Gott und das Vaterland;" und in seinen ausführlichen, sehr zweckdienlichen Satzungen war die Grundregel aufgestellt: „Jedes Mitglied wird sich bestreben, durch ein wahrhaft christliches Betragen und durch ein brüderliches Verhalten gegen seinen Nächsten sich auszuzeichnen."

Die Zusammenkünfte wurden jeden Sonntag gehalten, und zwar abwechselnd jedesmal in dem Dorfe, in welchem eben an dem Sonntage der Gottesdienst gehalten wurde. Alle Monate war dabei eine freiwillige Sammlung zur

Unterstützung der Vereinsbedürfnisse sowie zur Förderung landwirtschaftlicher Zwecke veranstaltet. Bei der Aufnahme in den Verein mußte für gleiche Zwecke überdies jedes Mitglied 10 Sou in die Vereinskasse einzahlen.

Der Segen, welchen diese Stiftung Oberlins für das Steinthal brachte, ist unschätzbar, sie wurde gleichsam der Mittelpunkt der meisten Unternehmungen und wohlthätigen Einrichtungen. Die Ackerbaugesellschaft zu Straßburg, welche die erstaunlichen Fortschritte der Landwirtschaft im Steinthal wahrgenommen hatte, erkannte den Steinthaler Verein als einen Hilfs- und Zweigverein an und bewilligte ihm wiederholt ansehnliche Summen zur freien Verfügung. Auch andere Menschenfreunde stifteten dafür namhafte Vermächtnisse, und selten ging ein Jahr hin, in welchem besonders Stuber nicht eine in Straßburg gesammelte Steuer eingesandt hätte. Von diesen Mitteln wurden denjenigen Mitgliedern, die am wirksamsten die Zwecke des Vereins gefördert hatten, besondere Preise bewilligt, die gewöhnlich in landwirtschaftlichen Büchern bestanden. Ein anderer Preis wurde an diejenigen Landleute ausgeteilt, welche sich durch Verbesserung ihrer Ackerstücke oder durch die Zucht und Veredlung der Obstbäume oder in der Viehzucht sich am meisten hervorgethan hatten.

Außer diesen Vereinszusammenkünften richtete Oberlin noch besondere Lehrstunden für die Erwachsenen ein, in denen er mehrere Jahre hindurch an jedem Donnerstage Unterweisungen erteilte über alles, was zur Land- und Hauswirtschaft gehörte. Er hatte sich dazu verschiedene physikalische Apparate, wie z. B. eine Elektrisiermaschine gekauft und wußte außerdem seine reichhaltige Sammlung von Pflanzen, Insekten, Mineralien, deren schon früher gedacht ist, meisterlich zu benutzen, um manche Gegenstände der Naturwissenschaften seinen bäuerlichen Zuhörern verständlich zu machen.

Für die Schuljugend der obern Klasse setzte er wöchentlich eine Stunde fest, in welcher er ihnen kurze Sätze über die beste Einrichtung der Obstbaumschulen, über Landwirtschaft, desgleichen gute Haushaltsregeln zum Auswendiglernen diktierte. Nicht selten teilte er unter seine jungen Schüler auch einige Pflänzlinge aus seiner Baumschule zur Aufmunterung aus; so daß mancher Steinthaler, wenn er den Fremden in seinen Baumgarten führt, auf diesen oder jenen Baum hinweist mit dem Bemerken: „Der stammt vom Papa Oberlin," oder: „den hat mein Vater einmal von unsrem guten Papa zum Geschenk erhalten."

Ein großer Uebelstand lag in dem Mangel an zweckmäßigen Ackergerätschaften, war doch zu jener Zeit im ganzen Steinthal nicht ein einziger Handwerker anzutreffen. Diesem Uebelstande mußte abgeholfen werden. Oberlin ließ demnach eine Anzahl der unentbehrlichsten Ackergeräte auf seine Kosten von Straßburg heraufkommen, hielt davon eine Niederlage und gab sie zum Einkaufspreise ab, nötigenfalls auch zu einem ermäßigten Preise und auf Kredit, bis man aus dem Verkaufe von Vieh, Flachs, Korn oder Kartoffeln Rat schaffen konnte.

Doch in manchem Jahrgange war die Ernte kaum ausreichend, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten, geschweige denn, um alte Rückstände abzutragen, dann wurden von den Leuten oft Schulden gemacht. Oberlin aber war ein Todfeind allen Schuldenmachens, weil er wohl wußte, welch ein Heer von Not und Sünden im Gefolge zu sein pflegt. Um den Bedrängten auf wirksame Weise helfen zu können, gründete er eine Leihkasse. Die dazu nötigen Gelder gab teils er selbst her, teils wurden sie von mehreren seiner wohlhabenderen Freunde edelmütig beigeschafft, so daß der Grundstock dieser Kasse im Jahre 1789 bereits 800 Franken

betrug. Aus ihr wurden den Bedürftigen vorbenannter Art kleinere Vorschüsse — höchstens 50 Franken — ohne Zins und Pfand geliehen, unter der Bedingung jedoch, dieselben auf das pünktlichste in bestimmten Terminen wieder abzuzahlen. Saumseligkeit hierin galt unserem Oberlin als eine grobe Sünde und hatte den Verlust aller Ansprüche auf ein abermaliges Darlehen zur Folge. Kam dagegen zuweilen vor, daß eine größere Summe vonnöten war, als die Leihkasse statutenmäßig vorstrecken durfte, so nahm er seine Zuflucht zu Freunden in Straßburg.

Neben dieser Leihkasse rief Oberlin zugleich eine Spar- und Schuldentilgungskasse ins Leben, die man als eine Großmutter der jetzt überall eingeführten Sparkassen betrachten darf. Jeder konnte in diese Kasse, je nach den Umständen, von seinem Einkommen etwas einlegen. Auch aus dieser Maßregel erwuchs für die Steinthaler ein unberechenbarer Segen, indem sie bei ihnen die Gewohnheit verbreitete, jede Woche einen Teil ihres Erwerbes zurückzulegen. Auf diese Weise fanden sie die Mittel, zahlreiche im Geiste des Evangeliums begründete Anstalten zu unterstützen.

Nicht minder als das Schuldenmachen war unserem Oberlin das gewerbs- oder handwerksmäßige Betteln der Tagdiebe verhaßt, wobei er freilich den Unterschied machte zwischen dem Bitten um ein Almosen wegen äußerster Not, um Alters und Schwachheit willen 2c., und dem Betteln aus Arbeitsscheu. Letzteres galt ihm als Schande und Sünde. Er ließ es seine angelegentlichste Sorge sein, daß, wie auch das göttliche Gesetz es will (5 Mos. 15, 4), kein bettelnder Müßiggänger mehr im Steinthal möchte gefunden werden, und gründete dieserhalb auch eine Armenkasse. Die Grundsätze, die er in Beziehung hierauf, in einer Art von Rundschreiben, an seine Gemeindeglieder ausspricht,

beweisen, wie unablässig er für ihr Wohl besorgt war, und wie er auch hier vor allem die Ehre Gottes und die Förderung seines Reiches auf Erden bezweckte. Bald war in seiner ganzen Pfarrei kein Bettler mehr zu finden, es müßte denn ein Auswärtiger gewesen sein. Kamen aber diese, so gingen sie, wenn sie einer Gabe wirklich bedürftig und würdig waren, nie unbeschenkt aus dem Pfarrhause zu Waldbach fort, waren es dagegen Landstreicher und Müßiggänger, so wußte er sich ihrer auf eine Weise zu erwehren, die viele Nachahmung verdiente. „Warum arbeitet Ihr nicht?“ fragte er sie; „Herr, ich finde keine Arbeit,“ war dann die gewöhnliche Antwort. „Wohlan,“ sagte Oberlin, „ich will Euch welche geben. Da tragt diese Steine weg, füllt diese Behälter mit Wasser 2c., ich will Euch dafür bezahlen.“ Diese Kur half vortrefflich; sie gingen fort, um so bald nicht wieder zu kommen.

Eine weitere Maßregel, welche Oberlin für unerläßlich zur Wohlfahrt des Steinthals erachtete, war die Einführung verschiedener Handwerke und Gewerbe. Demzufolge wählte er mehrere junge Bursche aus, die er veranlaßte, nach auswärts in die Lehre zu gehen, wobei er sie auf die väterlichste und kräftigste Weise unterstützte und oft genug sogar alle Kosten ihrer Einkleidung 2c. übernahm. Schon nach Verlauf etlicher Jahre kehrten die jungen Leute als tüchtige Handwerker zurück, so daß das Steinthal seine Zimmerleute, Maurer, Glaser, Wagner, Schlosser, Tischler, Schneider und Schuster hatte. Auf diese Weise wurde manchem ein ehrbarer und einträglicher Broterwerb verschafft, zudem blieb das Geld, das bisher nach außen getragen werden mußte, unter ihnen selber im Umlaufe, endlich konnten die als tüchtige Handwerker Heimgekehrten jetzt auch andere professionsmäßig anlernen, wobei sie Oberlin unterstützte. Denn er selbst be-

saß große Geschicklichkeit und Fertigkeiten in allerlei Handarbeiten, sowie in der Ausübung mehrerer mechanischen Künste, er hatte auch in seinem Pfarrhause eine eigene kleine Werkstätte hergerichtet, worin sich eine Drechslerbank, eine Buchdrucker- und Buchbinderpresse, und verschiedene Zimmermanns- und andere Handwerksgeräte befanden; wir werden später noch hören, welchen Gebrauch er davon zu machen wußte.

Solchergestalt war durch Oberlins rastlosen Eifer bereits manches ins Werk gesetzt. Nun galt es aber noch ein Hauptbedürfnis des Steinthals zu befriedigen, nämlich den Bau von guten Wegen und Straßen, damit sie nicht während des größten Teils des Jahres von der übrigen Welt abgeschieden, gleichsam in Gefangenschaft in ihrem weglosen Thale saßen.

Um daher seine Gemeinde mit den Bewohnern anderer Bezirke in Berührung zu bringen, machte sich Oberlin bald nach seinem Amtsantritte an die Verbesserung der nötigen Wege, aber dazumal hatten die Steinthaler noch keine Ohren für seine Vorstellungen, sie sollten ihnen aber bald geöffnet werden. Ohne viel davon weiter zu reden, nahm Oberlin in Gemeinschaft mit seinem Knechte eine Strecke Weges in Angriff, und kaufte wo es nötig war, den Eigentümern die angrenzenden Grundstücke ab. Bald war eine Strecke des besten Weges vollendet und damit der Beweis der Ausführbarkeit mit geringen Mitteln und Kräften geliefert. Das schlug durch; die Steinthaler erboten sich, auch mit Hand ans Werk zu legen. So wurde in überraschend kurzer Zeit fast Unglaubliches geliefert. Bald waren im Kirchspiel die nötigsten Verbindungswege von Dorf zu Dorf vollendet. Denn während man in dem einen Dorfe mit der Arbeit begann, that man das nämliche auch im andern, und die Gegenwart Oberlins schürte das Feuer des Wetteifers der Arbeitenden immer aufs neue, schließlich trafen sie mit ihren Arbeiten

zusammen, was zu einem allgemeinen Fest- und Freudentag Anlaß gab.

Meisterhaft verstand Oberlin, den Leuten für derartige Verbesserungen Teilnahme einzuflößen.

Unweit Sollbach, hart am Wege, der von Waldbach dahin führt, war von alters her ein Sumpf, dessen Trockenlegung als wünschenswert erschien, da er zu einem Umwege nötigte. Niemals ging deshalb Oberlin an dieser Stelle vorüber, ohne wenigstens einige aufgesammelte Steine hineinzuwerfen. Zuweilen wälzte er Felsblöcke hinein, die ungewöhnliche Kraft erforderten, und wohl erinnern mögen an das Wort: „Unser Pfarrer hat Kraft wie ein Pferd," dem man dann hinzufügen könnte: den Mut eines Löwen, den Fleiß einer Biene, die Einfalt einer Taube, die Klugheit einer Schlange, die Treue eines Hundes, die Liebe einer Mutter, und die Unschuld und Reinheit eines Engels. — Dem Beispiele des Vaters folgten die Kinder und Zöglinge, so war nach zehn Jahren der Sumpf auf die allereinfachste Weise, und ohne daß dafür ein Heller ausgegeben war, verschwunden.

Zwischen dem Pfarrhause und der Kirche zu Waldbach führte ein Weg hindurch, der so morastig war, daß die Kirchgänger bei schlechtem Wetter nur durch einen See von Schlamm und Schmutz zur Kirche gelangen konnten. Oberlin bat deswegen: jeder, der zur Kirche gehe, möge doch einen Stein mitbringen, und zur Begründung eines festen Weges niederlegen. Er selbst ging auch hierbei mit einem guten Beispiele voran, und in kurzem hatte man einen trockenen, festen Kirchweg.

Vieles war in dieser Beziehung zwar bereits geschehen, allein das Schwierigste war noch zu thun. Es mußte eine Verbindungsstraße über die Grenze der Pfarrei hinaus auf der etwa drei Viertelstunden langen Strecke von Fouday nach Rothau angelegt werden, um die so notwendige Verbindung

mit der nach Straßburg führenden Hauptstraße zu bewerkstelligen. Es war dies ein Riesenwerk, dem sich zahllose Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstemmten. Ueberhängende Felsen und steile Abhänge mußten durchbrochen oder gesprengt, Abgründe ausgefüllt werden. Zahlreiche Waldbäche, die im wilden, regellosen Laufe von den Gipfeln der Berge herabstürzten und bedeutende Erdschliffe verursachten, mußten in ihrem Laufe geordnet und durch eine Menge von Leitungen von dem Wege abgeleitet werden. An beiden Seiten des Weges mußten an vielen Stellen Böschungen oder Mauern aus großen Stein- oder Felsblöcken aufgeführt werden; an der Seite nach den Bergwänden zu, um gegen das Herabgleiten der Erde bei Regengüssen und tauendem Schnee zu schützen, an der andern Seite aber, den Ufern der wilden Breusch entlang, um gegen das Herabstürzen in die Tiefe Sicherheit zu gewähren. Zu diesem allem mußte dann auch noch über die schäumende Breusch eine Brücke gebaut werden. Für Fußgänger war zwar durch große, in den Fluß niedergesenkte Felsenstücke und mittelst schmaler Balken oder Bretter ein notdürftiger, aber doch oft gefahrvoller Brückensteg hergestellt. Zu Wagen und zu Pferde durch den Fluß zu kommen, war indes jederzeit gefährlich und bei hohem Wasserstande oder Wintereis geradezu unmöglich. Um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, so mußten noch weitläufige und kostspielige Unterhandlungen mit dem Fürsten von Salm zugelegt werden, um die Erlaubnis zur Durchführung der Straße durch einen Teil seines Ländchens zu bewirken.

Tausend andere würden vor alle dem zurückgeschreckt sein, aber Oberlin ließ sich nicht abschrecken. Nachdem er den ganzen Plan im stillen entworfen, auch der Unterstützung edler Freunde sich versichert und die nötigen Vor-

bereitungen getroffen hatte, berief er eines Tages seine Bauern zusammen und sagte ihnen: „Kinder, es ist nötig, daß wir bis zur Hauptstraße eine Seiten- oder Verbindungsstraße anlegen und über die Breusch eine Brücke bauen.“ Unerhört klangen ihnen die Worte. Alle staunten mit offenem Munde bald den Herrn Pfarrer, bald sich unter einander an, Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen. Es dauerte lange, bis sie sich besonnen hatten, dann aber erklärten sie einmütig und wie aus einem Munde: das gehe schlechterdings nicht an, das sei ein Ding der Unmöglichkeit; zu einem solchen Unternehmen wären die Hilfsmittel einer so armen, verlassenen Gemeinde, wie sie seien, nicht ausreichend, und überdies hätten sie auch ganz anderes und Nötigeres zu thun, als in anderer Herren Ländern Landstraßen anzulegen und Brücken zu bauen. Unser Oberlin ließ sich dadurch nicht beirren, sondern fuhr ruhig weiter fort: „So wie es jetzt ist, kann und darf es nicht bleiben, denn da seid ihr den größten Teil des Jahres von der ganzen übrigen Welt abgesperrt. Ja nicht einmal im Sommer kann sich ein Fuhrwerk zu uns herauf oder von uns hinaus getrauen. Bauet ihr aber eine Verbindungsstraße, so lassen sich unsere Landeserzeugnisse leicht nach außenhin absetzen, und ihr könnet dann das ganze Jahre hindurch den Umgang mit anderen Leuten genießen.“ Doch die Bauern blieben dabei, das gehe nicht an und sei ein Ding der Unmöglichkeit. „Es handelt sich hier,“ sagte Oberlin einfach, „um eure und eurer Kinder Wohlfahrt; es handelt sich darum, euch ein unentbehrliches Existenzmittel zu verschaffen. Ich will euch zeigen, wie man eine Straße baut, und daß es kein Ding der Unmöglichkeit ist.“ Und flugs zieht er seinen alten Hausrock an, ruft seinem Knechte und geht mit ihm, die Pickelhaue auf der Schulter, zum Dorf hinaus.

Die Bauern stecken die Köpfe zusammen, sie wollten doch wissen, ob ihr Herr Pfarrer auch diesmal wirklich Ernst mache. Sie können ihn doch nicht stecken lassen, also geht jeder in sein Haus und folgt, der eine mit der Haue, der andere mit der Schaufel oder dem Brecheisen nach und greift mit an an dem Werk. Oberlin stellt einen jeden planmäßig an den passendsten Ort zur Arbeit an, behält aber für sich und seinen wackern Knecht die Stellen, wo die Arbeit am beschwerlichsten und die Gefahr am drohendsten ist. Er sorgt für die nötigen Werkzeuge, die er von Straßburg erhält, und bezahlt den armen Leuten, die nicht wohl um Gottes Lohn arbeiten können, den vollen Taglohn aus, oder beschenkt sie mit nützlichen Büchern, Handwerksgeräten u. s. w. Angefeuert durch das Beispiel ihres Pfarrers, arbeiteten alle mit ganzer Lust und Liebe, und durch den Wetteifer der vereinten Kräfte wurde in überraschend kurzer Zeit sowohl der großartige neue Straßenbau, als auch die hölzerne „Liebesbrücke" (Pont de charité) vollendet, — denn diesen Namen erhielt, verdiente und führt die Brücke über die Breusch bei Rothau noch heutigen Tages, wiewohl die hölzerne Brücke längst einer steinernen Platz gemacht hat.

Mancher andere hätte nun wohl gemeint, nach so mühevoller Arbeit endlich ausruhen zu dürfen. Oberlin aber lebte nach des Herrn Worte: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist" (Joh. 9, 4). Nun richtete er sein Augenmerk auf das Innere der einzelnen Dörfer, und seiner Aufmerksamkeit und Fürsorge entging nichts, was das äußere Wohlsein seiner Pfarrkinder zu verbessern im stande war. Selbst in die scheinbar geringfügigsten Kleinigkeiten ging er ein, und begnügte sich nicht bloß damit, nützliche und verständige Ratschläge zu erteilen, sondern er kam den Leuten auch aus allen Kräften zu Hilfe. Dabei

konnte er nunmehr auf ein willfähriges Gehör rechnen, denn „Papa hat es gesagt,“ oder „Papa will es,“ war hinreichend, um jeden Widerspruch zu beseitigen.

Schon die Weise, in welcher Oberlin die Bauern gelehrt hatte, den Dünger, welcher vorher nur ein ekelhafter Schmutz um die Häuser her gewesen war, in besondern Gruben aufzubewahren und für den Ackerbau zu benutzen, hatte zur äußern Reinlichkeit vieles gewirkt, jetzt aber entstanden auf seinen Antrieb und unter seiner Beihilfe statt der schmutzigen, niedrigen und verfallenen Hütten allmählich reinliche, steinerne Häuser, großenteils mit gemauerten Kellern zum Aufbewahren der Kartoffeln u. s. w. versehen. Die schönen Quadersteine des alten Schlosses, mit denen der Burgplatz übersäet war, leisteten dabei besonders in Bellefosse treffliche Dienste. Wie Oberlin, um zu nützlichen Unternehmungen mehr anzuspornen, bestimmte Preise auszusetzen pflegte, z. B. für den Weber, der die stärkste Leinwand fertigte: 4 Pfund Wolle; für den ersten aus der Pfarrei, der das Sattlerhandwerk bei Protestanten erlernen und gute Zeugnisse für seine Aufführung beibringen werde: für jedes Lehrjahr einen Sechslivresthaler ꝛc.; so finden wir unter anderem für das Jahr 1778 auch folgenden Preis ausgesetzt: „Wer beim Bauen seinem Zimmer dieselbe Höhe als es breit ist geben läßt, erhält 12 Livres laufende Münze.“

Bisher hatte jede Familie ihren eigenen Backofen, was viel Holz erforderte, da jeder einen kalten Ofen heizen mußte. Oberlin riet, daß mehrere Haushaltungen gemeinsam den Backofen benutzen und ihr Brot der Reihe nach an einem und demselben Tage backen möchten, weil der Ofen, wenn er einmal heiß sei, mit wenig Holz in gleicher Wärme erhalten werde. Weil aber der, welcher ihn zuerst zu heizen habe, mehr Holz verbrauche, als die folgenden, so müßte

das nächstemal einer von den andern zuerst backen, und so der Reihe nach.

Als Oberlin in das Steinthal kam, war dort weder ein Arzt, noch ein Wundarzt, noch eine Hebamme, auch keine Apotheke. Anstatt vernünftiger Heilmittel wurden oft die widersinnigsten Hausmittel angewendet, welche leider mehr die Kranken als die Krankheiten beseitigten. Oberlin war jetzt in der Lage, von seinen bei Dr. Ziegenhagen früher erworbenen Kenntnissen Gebrauch zu machen, dazu errichtete er eine kleine Hausapotheke und vereinigte so in einer Person Arzt und Apotheker und, wo es sein mußte, auch den Boten und Krankenwärter. Denn reichte etwa seine Hausapotheke nicht aus, so eilte er — in dringenden Fällen oft noch spät abends, nach Straßburg, wofür er dann statt des Lohnes in klingender Münze einen Wechsel bezog, ausgestellt auf den Namen Des, der da heißt: „Ich bin dein Schild und dein großer Lohn". Jetzt schenkte er seinen Steinthalern nicht nur Hebammen, die er zu ihrem Dienst hatte vorbereiten lassen, sondern auch einen Wundarzt. Er entsandte nämlich den bereits mehrgedachten Sebastian Scheidecker zu seinem Freunde Dr. Ziegenhagen in Straßburg, unter dessen Leitung er sich zu einem geschickten Wundarzte ausbildete. Derselbe setzte übrigens auch nach seiner Rückkehr ins Steinthal nach wie vor seinen Schulmeisterdienst bis in sein hohes Alter fort, und bekleidete dabei noch andere öffentliche Aemter.

Große Verdienste um das Steinthal erwarb sich Oberlin durch Einführung und Beförderung neuer Industriezweige. Die Bevölkerung des Steinthals, die bei seinem Amtsantritte aus etwa 1400 Seelen bestand, war allmählich bis zu 2000 Seelen herangewachsen, und der Ackerbau war nicht mehr im stande, alle Hände zu beschäftigen und alle Mägen zu sättigen. Das ließ ihn daher Bedacht darauf

nehmen, dem Gewerbfleiß neue Bahnen zu eröffnen. Er führte unter anderem das Strohflechten ein, wobei ein invalider Hauptmann, den die Not, diese treffliche Lehrmeisterin, mit dieser Kunst vertraut gemacht hatte, aus Dankbarkeit für die von Oberlin ihm gewährte Gastfreundschaft die Leitung übernahm. Auch das Färben mit den in dortiger Umgegend wachsenden Pflanzen und Kräutern brachte er in Aufnahme. Von ungleich größerer Wichtigkeit war jedoch die Baumwollspinnerei, die ein Herr Reber in der Pfarrei Waldbach einführte und die Oberlin auf jede Weise zu befördern suchte, namentlich auch dadurch, daß er den besten Spinnern neben ihrem Lohne noch besondere Preise auszahlte. Die Wichtigkeit der Einführung dieses Zweiges des Gewerbfleißes für das Steinthal mag man schon daraus abnehmen, daß Herr Reber z. B. in dem Jahre vom Mai 1785 bis zum Mai 1786 im ganzen 32000 Franken an Arbeitslohn ausbezahlte. Dieser Gewinn für das Steinthal wurde noch dadurch wesentlich erhöht, daß nicht bloß Männer und Frauen hiedurch während der schlechten Jahreszeit und in andern Zeiten, wo die ländlichen Arbeiten ruhen mußten, Arbeit und Unterhalt fanden, sondern auch die Alten und Kinder, die sonst meist nur zum Müßiggang und zur Armut verurteilt waren. Vorteilhaft war's, daß ein großer Teil der Arbeiten in den eigenen Häusern der Leute vorgenommen werden konnte. Die Einführung von Maschinen in Schirmeck und einigen andern der umliegenden Dörfer brachte indessen später eine Umwälzung in diesem Industriezweige hervor, welche die armen Steinthaler, da ihre Handspinnerei natürlich einer Konkurrenz mit der Maschinenspinnerei nicht gewachsen war, in ihren früheren Zustand der Not zurückzuwerfen drohte. Da gefiel es Gott, eine Familie in das Steinthal zu entsenden, deren Einzug Vater Oberlin zu den

schönsten und glücklichsten Ereignissen seines ganzen Lebens zählte. Es ist dies die edle Familie Legrand, welche dort eine Bandfabrik errichtete.

Herr Johann Lukas Legrand, am 1. Juni 1755 zu Basel geboren, später auf den Universitäten Leipzig und Göttingen wissenschaftlich gebildet, wurde nachmals durch die Stimme der Nation zum ersten Regierungspräsidenten der Schweizerrepublik berufen. Durch eine Verkettung besonderer Umstände veranlaßt, errichtete derselbe 1798 eine Seidenspinnerei und Seidenbandfabrik zu Arlesheim, verlegte jedoch dieselbe bald darauf nach St. Morand, einem alten Kloster bei Altkirchen, woselbst er sich mit einer Kolonie Schweizer niederließ. Hier wurde er nicht nur der Brotherr seiner Fabrikarbeiter, sondern er trug auch Sorge für den Unterricht ihrer Kinder, ja unterrichtete sie vielfach selbst. Eines Tages war er so mit dem Unterrichte der Kinder beschäftigt, als Heinrich Oberlin, der Sohn unseres Pfarrers, als ein junger Militärpflichtiger, den Tornister auf dem Rücken, eintritt und nicht wenig erstaunt ist über die seltene Art von einem Schulmeister. Derselbe erzählt sodann vom Steinthal und von dem vielen Guten, was dort durch seinen Vater geschehen ist. Diese Erzählung macht einen so tiefen Eindruck auf Herrn Legrand, daß er sogleich sich entschließt, diesen würdigen Patriarchen zu besuchen. Er findet bei ihm herzliche Aufnahme und gewinnt Oberlin lieb. Am andern Morgen sieht er beim Aufstehen aus dem Fenster seines Schlafgemachs im Pfarrhause auf einem Hügel ein neues Gebäude, das er für einen Meierhof hält. Er erfährt jedoch durch Oberlin, daß es ein kürzlich erbautes Fabrikhaus sei, welches aber jetzt unbenutzt stehe, da durch die Einführung der mechanischen Spinnerei das Baumwollenspinnen mit den Händen in Abnahme gekommen, und damit

die bisher fast einzige Industriehilfsquelle des Steinthals versiegt sei. Legrand nahm daraus Anlaß, im Jahre 1813 sein ganzes Geschäft aus St. Morand nach Foudai zu verlegen.

Durch die Bemühungen dieser ehrenwerten und wohlthätigen Familie wurde dem Steinthale ein unberechenbarer Segen zu teil. Vielen Familien wurde eine Beschäftigung gegeben, mit welcher außer dem einträglichen Erwerbe auch noch der Vorteil verbunden war, daß sie, da die Bandwebstühle in die Häuser der einzelnen Dörfer verteilt wurden, in den eigenen Wohnungen der Arbeiter geschehen konnte, und diese nicht den vielen Nachteilen und schädlichen Einflüssen ausgesetzt waren, die man so oft im Gefolge der Fabriken findet, in welchen die beiden Geschlechter von den verschiedensten Altersstufen von früh morgens bis spät abends in ihren Werkstätten beisammen leben müssen. Ein anderer nicht minder großer Vorteil bestand darin, daß diese Arbeiten Hand in Hand mit den übrigen land- und hauswirtschaftlichen Beschäftigungen beschafft werden können, da die Familienglieder die verschiedenen Geschäfte für das Feld, für die Haushaltung und für die Industrie ganz nach Bedürfnis der Jahreszeiten unter sich verteilen und die letzteren in die Zeiten verlegen können, wo die Arbeitskräfte nicht durch andere Geschäfte in Anspruch genommen werden.

Doch ungleich höher als dieser äußere Gewinn ist der mannigfaltige und reiche geistliche Segen zu veranschlagen, mit welchem Gott das Steinthal durch die Familie Legrand gesegnet hat und noch segnet. Denn Herr Legrand, der Vater, ward auch bald der treue Gehilfe Oberlins bei allen seinen Unternehmungen zum Besten seiner Gemeinde. Vornehmlich aber unterstützte er ihn auf wahrhaft ausgezeichnete Weise bei der Leitung der Schulen, denen er, besonders

nachdem seine christlich gesinnten Söhne, Daniel und Friedrich, denen er das Fabrikgeschäft überlassen hatte, sich 1814 gleichfalls in Foudai häuslich niederließen, seine besten und meisten Mußestunden widmete. Ja, wiewohl schon ein Greis, war sein Eifer so groß, daß er einst im Begriff war, seine Wohnung während der Wintermonate in der Schule zu Belmont aufzuschlagen, ein Entschluß, von dem ihn nur Gesundheitsrücksichten und ärztliches Abraten abzubringen vermochten. Während seiner letzten drei Jahre war das Licht seiner Augen erloschen, und kurze Zeit vor seinem Heimgange verfiel er in ein hitziges Fieber. Da war es denn gar rührend anzuhören, wie er selbst in seinen Fieberphantasien noch immer mit dem Unterrichte der Kinder, der seinem Herzen ein Lebensbedürfnis geworden, beschäftigt war.

Wie der Steuermann im Sturm und in der Not sich erprobt, so bewies sich auch Oberlin sonderlich in Trübsalen, Nöten und Aengsten als ein Diener Gottes. Bei dem Brand z. B., der am 23. Okt. 1810 zehn Häuser, die zwanzig Haushaltungen zum Obdach dienten, in der Gemeinde Belmont in Asche legte, war Oberlin nicht nur einer der ersten auf dem Platze, sondern seinen umsichtigen und thatkräftigen Anordnungen verdankte man es nächst Gott am meisten, daß die Kirche, die schon angefangen hatte zu brennen, und das Schulhaus gerettet wurden. — Gleichermaßen entwickelte er in dem schrecklichen Notjahr 1817 die ganze Kraft jener fürsorglichen, väterlichen Liebe gegen seine Gemeindeglieder. Nachdem schon das Jahr 1812 eine Mißernte gebracht und ein zweifacher Einzug feindlicher Heere den Mangel bedeutend vergrößert hatte, stieg die Not schon im Jahre 1816 sehr hoch und erreichte ihren Gipfelpunkt im Jahre 1817. Bei dem kalten, regnerischen Sommer schlugen die Kartoffeln gänzlich fehl, und auch vom Getreide gediehen nicht zwei

Dritteile zur Reife, so daß man fast jede einzelne Kartoffel mit einem Sou bezahlen mußte. Oberlins außerordentliche Anstrengungen und rastlose Bemühungen trugen mächtig zur Erleichterung dieses Elends bei, indem er den traurigen Zustand seiner armen Steinthaler in öffentlichen Blättern bekannt und seinen ganzen Einfluß bei Freunden geltend machte. Und siehe da, von allen Seiten floßen Beiträge an Lebensmitteln, Korn, Kleidungsstücken, Geld ꝛc. herbei. Herr Champy übersandte ihm allein 20 Louisdor. Berühmte Künstler veranstalteten zum Besten des Steinthals, ein Konzert in Straßburg. Man fand unter Oberlins Papieren noch ein Schreiben ohne Namen aus dieser Zeit, das von einem ansehnlichen Geschenke begleitet war, und unter welches Oberlin schrieb: „Ich weiß nicht von wem! Herr, du kennst ihn! Teurer Heiland, lohne ihm dafür!"

Bei alle dem konnte von einem vielgeschäftigen äußerlichen Treiben bei Oberlin nicht die Rede sein. Was bei einem jeden andern vielleicht eine rein äußere Arbeit geworden wäre, das war bei seiner frommen Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweise eine christliche Pflicht, die einfache Bethätigung seines Glaubens, dessen Licht durch alle seine Handlungen hindurchleuchtete. Diese unbedingte Unterwerfung unter den Willen Gottes, diese völlige Hingabe aller seiner Kräfte Leibes und der Seele in den Dienst seines Herrn und Heilands, giebt uns den Schlüssel zu dem Geheimnisse seiner wunderbar gesegneten Wirksamkeit in die Hand. Als Beleg hiefür diene auch noch folgendes:

Am 13. Nov. 1803 erließ er ein Rundschreiben an seine Gemeindeglieder in Betreff der Obstbaum-Anpflanzungen, das also lautet:

„Liebe Freunde!

Satan, der Feind aller Wesen, freut sich, wenn wir

ausrotten und zerstören. Unser Herr Jesus Christus dagegen freut sich, wenn wir für das allgemeine Beste arbeiten. Ihr wünschet alle durch ihn selig und Teilhaber seines Ruhmes zu werden. Suchet ihm daher auf jede mögliche Weise während der Zeit, die ihr noch in dieser Welt zu leben habt, zu gefallen. Es gefällt ihm, wenn ihr aus Liebe Bäume für das allgemeine Beste pflanzt. Jetzt ist die Jahreszeit dazu. Seid also bereit zu pflanzen. Pflanzet auch auf die bestmögliche Weise. Erinnert euch, daß ihr ihm dadurch gefallet. Haltet auch eure Wege in gutem Stande; zieret sie; verwendet einige eurer Bäume zu diesem Zwecke und sorget für ihr Wachstum."

Desgleichen schrieb er am 9. Nov. 1804:

„Teure Freunde in Foudai!

Verschiedene Leute aus Sollbach wünschen schon lange, daß ein Weg in eurem Bezirke, der nach Sollbach führt, verbessert werden sollte.

Diese Maßregel würde für Foudai sehr vorteilhaft sein. Aber aus welchem Grunde würdet ihr es thun? Wollet ihr es aus Liebe zu eurem himmlischen Vater thun, zu dem ihr jeden Tag betet, den ihr in des Herrn Gebet „Vater" nennt, und der verlangt, daß ihr euren Glauben durch eure Werke beweiset? Wollet ihr es aus Liebe zu dem Herrn Jesu Christo thun, der während seines Wandels auf Erden nur Gutes wirkte und uns erlöset hat, um aus uns selbst ein in guten Werken eifriges Volk Gottes zu machen? Wollt ihr es aus Liebe zu den Kindern Gottes in Sollbach thun? Ihr wißt, daß alle Dienste, die ihr den Kindern Gottes und den Nachfolgern Jesu Christi thut, von Gott betrachtet werden, als hättet ihr sie ihm selbst gethan. Wollet ihr es aus Liebe zu den Knechten des Mammons von Sollbach thun, um ihnen ein gutes Beispiel zu geben

und mit eurer Gefälligkeit ihre Zuneigung zu gewinnen? Oder wollt ihr es aus Mitleid für die Tiere thun, die euer himmlischer Vater geschaffen und durch seinen Bund mit Noah nach der Sündflut selbst geehret hat? 1 Mos. 9, 9."

Und in einem seiner Briefe lesen wir:

„Millionenmal habe ich Gott um die Gnade angerufen, mich als sein Kind, sei es zum Leben oder zum Tode, ganz seinem Willen zu überlassen und freiwillig hingeben zu können; und nichts zu wollen, nichts zu wünschen, nichts zu sprechen, nichts zu thun noch zu unternehmen, als was er, der allein Gute und Weise, für das Beste hält."

6. Oberlins Seelsorge.

Von Anbeginn seiner Amtsführung an und dann mit immer steigendem Ernste war es das Ziel seines Strebens, daß er die ihm anvertrauten Seelen, jung und alt, für den Heiland werben, gewinnen und erhalten möge. Hiezu wandte er vor allem Gebet, tägliche, inbrünstige Fürbitte an. Jede Stunde, jede Viertelstunde, welche ihm das Gedränge seiner mehrfachen Arbeiten übrig ließ, wendete er dazu an, seine Kniee vor dem zu beugen, der allein dem Herzen Kraft und Liebe und unbedingte Hingabe zu seinem Dienst verleihen kann. Damit aber niemand bei seiner Fürbitte übergangen werde, nahm er besonders in seinem höheren Alter jeden Morgen sein Familienbuch zur Hand, um bei dem Lesen der verzeichneten Namen an die Bedürfnisse der einzelnen erinnert zu werden. Zu demselben Zwecke führte er ein — noch jetzt vorhandenes — Notizenbuch, in das er über die einzelnen Personen kurze Bemerkungen verzeichnete, auch schrieb er die Namen derjenigen, deren er sich in seiner Fürbitte besonders zu erinnern wünschte, mit Kreide auf die

schwarze Tafel seiner Stubenthür. Seine Steinthaler wußten sein Gebet wohl zu würdigen. Wenn sie in den späten Abendstunden vor dem Pfarrhause vorübergingen und in seinem Fenster noch Licht brennen sahen, so sagten sie: „Laßt uns stille sein und kein Geräusch machen, unser Papa betet für uns.“ Unter seinen Papieren finden sich noch die Segenswünsche und Fürbitten für seine Gemeinde, die er im Jahre 1784, nicht lange nach dem Tode seiner Frau, und wahrscheinlich unter eigenem Todessehnen niederschrieb, welche uns recht seine brünstige Liebe erkennen lassen. „O meine teure Gemeinde,“ heißt es da unter anderem, „Gott wird dich nicht verlassen noch versäumen; er hat in Ansehung deiner, wie ich dir oft gesagt habe, Friedens- und Barmherzigkeits-Absichten. Alles wird für dich gut gehen; halte dich nur an ihn und laß ihn walten. O möchtest du meinen Namen vergessen und nur den Namen Jesu Christi, den ich dir verkündigt habe, im Gedächtnis behalten. Er ist dein Hirte, ich bin nur sein Knecht. Er ist dein guter Meister, der, nachdem er mich von Jugend auf zugerichtet und bereitet hatte, mich zu dir gesandt, um dir zu nützen; er allein ist weise, gut, allmächtig, barmherzig; ich bin nur ein armer, schwacher, elender Mensch. — O meine Freunde, betet, daß ihr alle seine geliebten Schafe werdet. Es ist in keinem andern als in Jesu Christo Heil, und Jesus liebt euch, sucht euch und ist bereit, euch anzunehmen. Gehet zu ihm hin, völlig wie ihr seid, mit allen euren Sünden und Gebrechen; er allein kann euch davon befreien und euch heilen. Er wird euch heiligen und zur Vollkommenheit führen; gehöret ihm an. Sterbet ihr, so sterbet alle in ihm. Möchte es mir erlaubt sein, euch entgegen zu kommen und euch unter Triumphgesang in die Wohnungen ewiger Seligkeit vor den Thron des Lammes zu begleiten. Lebet wohl, teure Freunde,

lebet wohl. Ich habe euch innig geliebt, und die Strenge sogar, womit ich bisweilen glaubte euch behandeln zu müssen, hatte ihren ersten und Hauptgrund nur in dem lebhaften Verlangen, zu eurem Glücke beizutragen. Gott belohne euch für die Dienste, Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die ihr seinem armen, unwürdigen Knecht erwiesen habt; er verzeihe denen, die sich mir widersetzt und mir Kummer verursacht haben; ohne Zweifel wußten sie nicht, was sie thaten. — O mein Gott, dein Auge wache über meine Pfarrgenossen, dein Ohr sei offen, sie zu hören, deine Hand ausgestrecket, sie zu beschützen! Herr Jesu, du hattest sie mir anvertraut, diese Gemeinde, mir so schwachem, so elendem Menschen; o erlaube, daß ich sie dir empfehle und in deine Arme niederlege. Gieb ihr Hirten nach deinem Herzen; verlaß dieselbe nie. Leite alles zu ihrem Heile. Erleuchte, leite, liebe, segne sie; gieb, daß einst Kinder und Erwachsene, Vorsteher und Untergebene, Pfarrer und Pfarrgenossen, alle einander im Paradiese antreffen. Amen! Amen! O Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, sprich mit uns Amen!"

Seine Predigten und sonstigen religiösen Vorträge waren aus dem Worte Gottes geschöpft. Ihrer Form nach waren sie der Fassungskraft der Zuhörer angepaßt, überaus einfach und volkstümlich, bisweilen mit Bildern vermischt, die auf einer Stadtkanzel aufgefallen wären, welche aber hier ihren Zweck vollkommen erreichten. Sehr oft ließ er Züge aus dem Leben ausgezeichneter Christen mit einfließen, auch die Natur bot ihm allenthalben Hinweisungen auf das Unsichtbare dar. Alles jedoch führte er auf die Bibel zurück, sie war die unversiegbare Quelle, woraus er das Wasser des Lebens schöpfte, sie war sein Leben lang der Gegenstand seines Forschens.

Oberlin war gewohnt, seine Predigten stets mit der ge=

wissenhaftesten Sorgfalt niederzuschreiben, und nur im Gedränge überhäufter Geschäfte begnügte er sich mit einem kürzeren Entwurfe. Er pflegte die Predigten zwar von Wort zu Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen, band sich indessen auf der Kanzel nicht immer daran, sondern besprach bisweilen einen ganz andern Gegenstand, von welchem er glaubte, daß er den Bedürfnissen und dem Gesichtskreise seiner Zuhörer angemessener sei. Was er aber predigte, das war nicht etwa nur das Beste von dem, was er aus den Vorträgen oder Schriften anderer gelernt hatte, sondern es war ganz der Erwerb aus der Erfahrung seines eigenen Herzens, und das predigte er nicht mit der Kunst der Rede, sondern in Kraft seines kindlichen Glaubens, der vom heiligen Geiste gewirkt war.

Nach den Außendörfern pflegte er zu reiten, wobei dann sein Knecht oder sonst jemand in einem ledernen Säckchen Ornat und Bücher nachtrug. In den späteren Jahren schickten ihm seine Pfarrkinder der Filialdörfer aus eigenem Antriebe regelmäßig ein Pferd zu diesem Zweck; alle rechneten sich's zur Ehre an, den Herrn Pfarrer abzuholen und ihn zuweilen mittags bewirten zu dürfen.

Zur Belebung der Andacht durch einen harmonischen Kirchengesang trug auch er, gleich seinem würdigen Vorgänger, redlich das Seinige bei, und veranstaltete namentlich einen Anhang zu dem von Stuber eingeführten Gesangbuche unter dem Titel: „Gesänge über ausgewählte Melodieen."

Den Gottesdienst hielt Oberlin abwechselnd in den drei Kirchdörfern, und zwar dergestalt, daß er den ersten Sonntag zu Waldbach, den andern zu Foudai, den dritten wieder in Waldbach und alle vier Wochen zu Belmont predigte, wohin, wenn es die Jahreszeit erlaubte, auch die dem Steinthale zunächst wohnenden protestantischen und deutsch redenden Be-

wohner von Hochwald zur Kirche kamen, für welche dann Oberlin nach französischer Predigt auch in deutscher Sprache predigte. Der Sonntag war für das Steinthal, was sein Name besagt, ein rechter Sonnentag, der den Werktagen Glanz und Licht verleiht.

Besondern Fleiß verwandte Oberlin auf den Unterricht der Kinder in den nachmittägigen Katechismuslehren, die, obwohl auch von Erwachsenen zahlreich besucht, vorzüglich auf die Bedürfnisse der Kinder berechnet waren. Oberlin besaß eine seltene Meisterschaft darin, mit den Kindern ganz kindlich, doch in den treffendsten Bildern, in aller Einfalt mit großer Klarheit und Anschaulichkeit von den großen Geheimnissen Gottes zu reden. Eines Tages suchte er z. B. seinen jungen Schülern die Thorheit anschaulich zu machen, welche die begehen, die nicht einmal einige Jahre der Mühe und des Kampfes daran wenden mögen, um das ewige Leben zu erlangen. Er suchte ihnen dabei den Begriff der Ewigkeit in folgender Weise anschaulich zu machen: „Liebe Freunde, wenn man alle hundert Jahre in diesen Raum ein Sandkorn legte, so brauchte man viele hundert Jahre, um den Boden nur mit einer Lage Sand zu bedecken. Und wenn man fortführe, in diesen Zeiträumen Sandkörner hineinzulegen, so würde der Raum endlich voll werden; aber die Seligen würden fortfahren, unsterblich zu sein, und die Ewigkeit würde noch ebenso undenklich sein, als in dem Augenblicke, wo man das erste Sandkorn hineinlegte."

Oberlin beschränkte seine seelsorgerlichen Lehren nicht auf die Kanzel; er ging als guter Hirte, dem alle Schafe seiner Herde am Herzen lagen, in die Hütten seines ausgedehnten Kirchensprengels, um auch den einzelnen Pfarrgenossen je nach ihren sonderlichen Bedürfnissen nahe zu kommen. Die gewinnende, innige Weise, in welcher er mit wenigen kräftigen

Worten seine Überzeugung aussprach, verfehlten selten ihre Wirkung, wobei ihn sein ganzes, Ehrfurcht gebietendes Äußere unterstützte. Er war fast unter der mittleren Mannesgröße, aber in seiner ganzen Haltung und Erscheinung lag etwas unbeschreiblich Würdevolles, so daß man wohl mit Recht sagen kann: wo er in ein Haus kam, war es, als wenn ein Apostel des Herrn in der Gestalt eines liebenden Vaters hereinträte.

Oberlin selbst giebt in seinen Nachrichten über das Steinthal die Beschreibung eines pfarramtlichen Ganges, den er im Winter 1775 machte, um einen jungen Kranken zu besuchen.

„Auf der Höhe des Hochfeldes war die Natur von unvergleichlicher Schönheit. Eine feierliche Stille herrschte allenthalben; kein Wind — eine Seltenheit — war bemerkbar. Die Thäler, sowie die Berge waren mit einem Gewande von glänzender Weiße bedeckt; die Tannenwälder schienen mit einem Reif bestreut zu sein, und der gefrorene Schnee warf überall mit Nachdruck die Sonnenstrahlen zurück. Die scheinbare Nähe des Himmels beseelte mein Herz mit Kraft und Mut. Mehr als jemals faßte ich den Entschluß, mein ganzes Leben dem Wohlsein meines Nächsten zu widmen, um die Absichten meines Schöpfers zu erfüllen, und auf diese Weise so gut wie möglich den Vorschriften unseres Heilandes nachzukommen. Überall offenbarte die Natur Schönheiten, wie sie kein Sommer darbietet; aber die Mattigkeit lag desto drückender auf meinen Gliedern und die Gefahren verdoppelten sich mit jedem Schritte. Bald waren es alte, halbfaule Baumstämme, über die man, da sie unter dem Schnee verborgen lagen, plötzlich fiel; bald hatte man an der Seite entsetzlicher Abgründe Felsblöcke zu übersteigen, die mit Glatteis bedeckt waren“ ꝛc. — Tags darauf wollte Oberlin zurückkehren, aber während der Nacht hatte die

Witterung sich so geändert, daß es unmöglich war. Er blieb mehrere Tage lang, wie er sich selbst ausdrückt, „der Gefangene von Schnee und Stürmen.“ Verschiedene Male war er auf solchen Wanderungen in großer Gefahr. So schreibt er z. B.: „Am 15. Februar lief ich Gefahr, in den Schneemassen mit zwei Pensionären umzukommen, als ich von Rothau zurück und über die von zwei Balken gebildete Brücke der Breusch gehen wollte, wo ich durch eine unsichtbare Hand im Gleichgewicht erhalten wurde.“

Am 31. Januar 1780 stiftete Oberlin mit mehreren Mitgliedern seiner Pfarrei einen Verein, welchem er den Namen einer christlichen Gesellschaft gab. Jedes Mitglied mußte sich den schriftlich vorgelegten Regeln unterwerfen, die in kurzen Sätzen ausgesprochen waren, wie die folgenden:

„Wir wollen streben nach der Wiedergeburt und Heiligung. — Wir alle sind eins in Christo, welcher gesagt hat: Bleibet in mir. — Christus sei uns alles in allem. — Wir wollen hinfort reiche Frucht bringen, nicht der Welt noch dem bösen Zeitgeiste dienen. Wir wollen den innern Menschen nähren und stärken durch das Wort Gottes, beständiges Gebet, öftern Gebrauch des heiligen Abendmahls. — Lasset uns einer über den andern wachen, einander ermahnen und warnen mit Sanftmut, Liebe, Demut und Geduld; gegenüber den Unlenksamen und Widersprechern aber nach der Regel, die unser Herr Matth. 18, 15 u. 16 gab. Besonders liegt diese Pflicht den von den Mitgliedern aus ihrer Mitte gewählten Vorstehern ob. — Gehorsam gegen Obere. — Gutes Haushalten. — Gute Erziehung. — Am Tage der Versammlungen womöglich Gott einen Teil unseres Einkommens für das allgemeine Beste darbringen“ 2c. 2c.

Wie gut gemeint diese Gesellschaft auch war, so fand sie doch heftige Gegner in der Gemeinde und erregte sogar

Klage bei dem damaligen Grundherrn der Grafschaft. Dies veranlaßte Oberlin, sie wieder aufzuheben, weil er besorgte, es möchte ihr Nutzen für die Mitglieder durch die Nachteile aufgewogen werden, die für die übrigen Pfarrgenossen daraus entstehen könnten. Er sprach sich darüber vor seiner Gemeinde am 1. Mai 1783 in folgender Weise aus:

„Joh. 17, 20—23. Ich bitte aber nicht allein für sie ꝛc. Diese Verse sind sozusagen das Testament unseres göttlichen Erlösers, sein letzter Wille, sein letztes ernstliches Gebet, denn viermal wiederholt er es: das Einssein seiner geliebten Jünger unter einander selber und mit ihm, wie er und der Vater eins sind. Als Seelsorger dieser Gemeinde, als verordneter Diener des Wortes und als Knecht Jesu Christi muß mein Bestreben sein, unverbrüchlich seinen Willen zu thun, ihm Seelen zuzuführen und dieselben in ihm mit einander zu vereinen. Dies war auch meine Absicht, als ich vor zwei Jahren die christliche Gesellschaft errichtete. Ich hätte wünschen mögen, daß alle meine Pfarrkinder nach und nach Mitglieder derselben geworden wären. Ich habe sie öfters öffentlich dazu eingeladen. Mehrere folgten der Einladung auch; mehr als hundertunddreißig schlossen sich freundlich unserem Vereine an. Andere aber lästerten, sogar gegen ihre bessere Überzeugung, auf die Gesellschaft, sagten unter anderem, ich hätte eigene Wächter an die Thüren gestellt, welche alle die, so nicht Mitglieder wären, zurückgewiesen hätten. Das ist eine offenbare Unwahrheit. Dies könnt ihr bezeugen, ihr Bewohner aus allen fünf Ortschaften, die ihr keine Mitglieder waret und dennoch oft den Versammlungen beiwohntet; das könnt ihr selber bezeugen, ihr eigentlichen Mitglieder der Gesellschaft, denn ihr besuchtet zum Teil schon lange vorher die Zusammenkünfte, ehe ihr euch zum Verein selber bekanntet.

Unser Herr und Erbarmer will ernstlich, daß ihr alle rechtschaffene, wahre Christen seid, wie sie das Evangelium uns abbildet, und wozu ich auch durch diese Gesellschaft euch zu bilden gesucht habe. Aber um der heftigen Schmähungen der Widerstrebenden willen hat man mich ersucht, den Namen und die äußere Form des Vereins aufzulösen, und das thue ich mit derselben festen Überzeugung, daß ich hiemit Gottes Willen thue, als ich hatte, da ich die Gesellschaft errichtete. Und zum Teil aus folgenden Gründen: 1) weil ich meinen Zweck großenteils erreicht habe, 2) weil der Name mit der äußern Form nichts Wesentliches, sondern nur zufällig ist.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich meinen Zweck großenteils erreicht habe. Denn die Mitglieder haben eine Gelegenheit gehabt, öffentlich sich für ihren Herrn und Heiland Jesum Christum zu bekennen, was sehr wichtig ist, wenn man den Spruch bedenkt Matth. 10, 32: „Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich vor meinem himmlischen Vater bekennen." Sie haben außerdem die Gelegenheit gehabt, ihr geistiges Elend besser kennen zu lernen und einzusehen, wie viel ihnen noch fehlt, um ganz in Christo gegründet, auf ihm erbauet zu sein, in ihm zu wurzeln und zu wachsen. Sie haben das Gebet aus dem Herzen mehr als je zuvor kennen und üben gelernt, haben, der eine in dem andern, Seelen gefunden, denen es ein Ernst ist, mit Furcht und Zittern zu schaffen ihre Seligkeit, und bei denen sie in Stunden der Anfechtung Stärkung suchen können und Trost; haben auch einer am andern das Gebot üben gelernt: „Vergebet euch unter einander, wie Christus euch vergeben hat." — Aber auch in Hinsicht auf die, welche nicht Mitglieder waren, hat die Gesellschaft ihren Zweck zum Teil erreicht. Viele teure Seelen sind erwacht aus ihrem Schlafe, und wenn gleich sie sich nicht entschließen konnten, Mitglieder

unseres Vereins zu werden, so sind sie doch nun aufmerksamer auf ihren Seelenzustand geworden, haben sich tiefer als Sünder erkannt und sind von einer heilsamen Furcht ergriffen und von größerem Eifer für das Gute beseelt worden.

So kann ich denn Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, nicht genugsam danken für alles das Gute, das er nach seinem Wohlgefallen meiner teuren Gemeinde durch dieses Mittel gewährt hat. Möge doch seine Barmherzigkeit die Früchte, die er gab, bewahren, forterhalten und mehren, und das Reich Jesu Christi in allewege, die ihm in großer Anzahl zu Gebote stehen, befördern. Möge der Herr seine Kirche erhalten laut seiner Verheißung, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Möge er, der zu seinen Jüngern sprach: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf," alle Mitglieder in sein Buch des Lebens, ja in seine Hände zeichnen, daß sie, erfüllt von seinem Geiste, niemand aus seiner Hand reiße. Möge er sie bewahren, reinigen, heiligen, vollbereiten zu seinem Erbe. Gott vergelte ihnen die Freude, die sie ihrem vielbeschwerten Seelsorger gewährten. Möge er euch immer näher zu Jesu führen, bis daß ihr sein Eigentum, sein erkauftes, in guten Werken eifriges Volk, die Schafe seiner kleinen, lieben Herde seid. Ich danke den Männern, die ihren Weibern und Kindern erlaubten, an der Gesellschaft teilzunehmen und sich offen dafür zu erklären. Möge der Herr euch reichlich dafür segnen, zeitlich und ewig, daß ihr den Eurigen gestattet habt, die Schmach Jesu Christi zu teilen, sein Kreuz auf sich zu nehmen und Anteil an den Verheißungen zu haben, die Jesus denen gegeben hat, die ihn vor den Menschen bekennen. O meine teuren Zuhörer, verlasset, verlasset, ich flehe euch, die Wege des Belial. Ergebet euch dem Herrn. Er will, er wird jede Seele aufnehmen, die ihn ernstlich sucht. Er will keinen

hinausstoßen, der zu ihm kommt; für alle hat er sein Blut vergossen, alle möchte er in seine Arme fassen. Eilet, eure Seelen zu retten. Die Zeit vergeht, der Tod tritt näher. Es ist aber kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie können selig werden, als der Name Jesu Christi, welchen ich euch predige. Laufet, fliehet zu ihm. Bittet, klaget, weinet, suchet ihn in dem Innersten eures Herzens, bis ihr ihn findet. Amen!"

Nach Auflösung der christlichen Gesellschaft wußte Oberlin andere Erbauungsmittel an ihre Stelle zu setzen. So fand namentlich alle Dienstage ein Religionsunterricht in der Kirche statt, in der einen Woche für die Männer, in der andern für die Frauen, die dann, damit „keine Zeit verloren gehe," ihr Strick- oder Nähzeug mitbrachten, doch nicht um für sich, sondern zum Besten der Armen zu arbeiten. Außerdem hielt er an den Freitagabenden in dem geräumigen Saale des neuen Pfarrhauses Bibelstunden in deutscher Sprache. Eröffnet wurden sie mit einem geistlichen Liede. Darauf las er einen Abschnitt der Bibel vor, welchen er erklärte und auslegte. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, nahm eine Prise Tabak und ließ dann die Dose unter seinen Zuhörern die Runde machen; denn nichts besaß er für sich allein, alles teilte er mit seinen Pfarrkindern. War über der Erklärung etwa eine halbe Stunde verflossen, so fragte er öfters: „Nun, meine lieben Kinder, ist's nun genug, seid ihr nicht müde?" Gewöhnlich war dann die Antwort: „Nein, lieber Papa, fahren Sie nur noch fort, wir möchten gern noch ein wenig hören." Zuweilen geschah es aber auch, daß seine Zuhörer kindlich und einfach antworteten: „Ja, lieber Papa, es möchte für diesmal wohl genug sein!" Dann sang man noch ein Lied, und ein Gebet beschloß die Andacht.

Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Luftschifferei der Gebrüder Montgolfier so großes Aufsehen machte, sagte er bei Erklärung derselben unter anderem: „Sehet, meine lieben Freunde, was die Luftschiffe in den Händen der Menschen sind, das sind wir in den Händen Jesu Christi. Seht, der Herr ist aufgefahren gen Himmel, nachdem er sich bis zu uns herabließ, und will uns nun mit sich erheben zu den Sternenwohnungen, wie der Luftballon die Luftschiffer erhebt, welche sich der Gondel anvertrauen, die an seiner Seite hängt. O welche Lehre enthält diese neue Entdeckung der Wissenschaft für uns! Warum erheben sich die Luftballons! Weil sie angefüllt sind mit einer reineren Luft als die unserer irdischen Atmosphäre. Gleichermaßen verhält es sich mit unseren Herzen. So lang wir nicht erfüllt sind vom Geiste Gottes und von einer göttlichen Gesinnung, von einer reinen und uneigennützigen Liebe, bleiben wir an die Erde gefesselt wie der leere Luftballon. Diese Luftballons können nun aber, wie ihr euch wohl denken könnet, mehr oder weniger groß sein, und je nach den Verhältnissen ihres Umfanges erhalten sie mehr oder weniger reine Luft, und erheben sich demgemäß mehr oder weniger hoch. Nun wohlan, unsere Fähigkeit, den heiligen Geist zu empfangen, steht gleichfalls im Verhältnis zu der Größe des Asyls, das wir ihm anbieten können. Unser Verlangen nach dem heiligen Geiste wächst mit unserem Verlangen nach dem höheren, ewigen Leben. Und nun, meine Freund, seht, der Luftballon ist gefüllt, er will sich erheben, er zittert vor Ungeduld; seht, zehn bis zwanzig Männer halten ihn zurück mit Ketten und Stricken; aber er will emporsteigen, und er wird emporsteigen; er wird sie zwingen, auszurufen: Lasset los! Und nun folgt mir mit diesem Luftballon. Seht, jetzt erhebt er sich, und bald wird er

unsrem schwachen Auge entrückt sein. Seht, er berührt die Region der Wolken, er steigt über sie hinaus, er entschwebt in den Äther; er steigt immer höher und höher und macht erst dann Halt, wenn er sich im Gleichgewicht mit der reineren Luft befindet, die ihn umgiebt.

Ebenso verhält es sich nun mit den Jüngern Christi. Sie haben das Heimweh; er läßt sie hinankommen bis an den Eingang und bis in den Schoß des Paradieses; sie erheben sich immer höher, bis sie an einen Ort gelangen, der ihnen entspricht, bis sie sagen können: Ach! wir sind hindurchgedrungen bis zu dem Fuße des Bergs Zion und bis zu den Thoren des himmlischen Jerusalems, bis hinein zu den Erstgebornen, deren Namen eingezeichnet sind in das Register des Himmels; bis zu dem Fuße des Throns Gottes, unseres Richters; bis zu den Füßen unseres Mittlers, dessen Blut reiner ist als das Abels.

O meine teuren Freunde, wie gut ist es in dieser Höhe, und was für eine leichte Sache ist es, dahin zu gelangen, wenn man wie die ersten Jünger Christi erfüllt ist vom Geiste Gottes und mit aller Macht sein Recht eines Himmelsbürgers geltend machen will. O lasset uns uns erheben, wie der Luftballon; lasset es uns als ein Unglück betrachten, schlimmer als der Tod, fern von Jesu Christo zu sein. Lasset uns eintreten in diese reine Luft, in diesen Odem Gottes; lasset uns wachen und beten, denn ohne wachen, fasten und beten verläßt uns der Geist Gottes und wir sinken zurück auf die Erde in die niedere Atmosphäre, die wir kaum verlassen haben.

Wenn man noch vor wenigen Jahren uns von Luftschiffen gesagt hätte, ich sage uns, doch nein, wenn man den Gelehrten gesagt hätte von diesen Luftballons, die sich über die Wolken erheben, so würden sie mit Verachtung und Mit-

leid darüber gelacht und den, welcher ihnen eine derartige Mitteilung gemacht hätte, als einen Narren in das Irrenhaus verwiesen haben. Und was sagt ihr nun davon? Jetzt sind die Luftballons eine wahrhaftige, allgemeine, uns allen bekannte Wahrheit, die man glaubt, weil man sie wohl glauben muß. Ebenso, meine Freunde, wird es eines Tages auch mit den christlichen Wahrheiten sein. Was jetzt noch unwahrscheinlich, lächerlich, fabelhaft erscheint, wird es eines Tages nicht mehr sein. Die Fabel vom Kreuze Christi wird die wahrhaftige, die alleinige Wahrheit sein, und die Welt wird, wie durch einen Zauber umgewandelt, wieder der himmlische Garten, wird Eden, das Paradies werden, wie sie es war vor dem Sündenfalle unserer ersten Eltern."

Eifrig sorgte Oberlin für Verbreitung der Bibel. Als im Jahre 1804 die „britische und auswärtige Bibelgesellschaft" zu London begründet wurde, beeilte sich dieselbe, mit Oberlin, dessen Eifer für die Bibelverbreitung ihr nicht unbekannt geblieben war, in Briefwechsel zu treten, und durch seine Vermittlung auch in Frankreich Hilf- oder Zweigvereine ins Leben zu rufen. Auf diese Weise wurde er das erste auswärtige Mitglied dieser größten Bibelgesellschaft. Demzufolge gründete er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Heinrich Gottfried und mit dem Herrn Daniel Legrand eine Zweiggesellschaft für Frankreich, durch welche, noch ehe die Pariser Bibelgesellschaft errichtet wurde, mehr als 10 000 Abdrücke des Neuen Testaments in Umlauf gesetzt wurden.

Durch diese Verbindung Oberlins mit der britischen Bibelgesellschaft wurde das Steinthal zugleich die Wiege des Frauen-Bibelvereins in England. Einst nämlich hatte Oberlin von dem Verwaltungsausschusse der britischen Gesellschaft 30 Pfund Sterling behufs Anschaffung von Bibeln

erhalten. Er sprach seinen Dank dafür in einem ausführlichen Briefe aus, in welchem er zugleich eine Anzahl derjenigen Personen seiner Pfarrei namhaft machte, denen er eine Bibel zugedacht, und die sich eines so wertvollen Geschenkes am würdigsten gemacht, weil sie in der Verbreitung und Förderung des Reiches Gottes am thätigsten seien. Es heißt darin unter anderem:

„Die erste Bibel soll Sophie Bernard erhalten, eine der Vortrefflichsten ihres Geschlechts, die ich kenne, und eine wahre Zierde der Pfarrei. Noch unverheiratet übernahm sie unter Beistimmung ihrer Eltern den Unterhalt und die Erziehung dreier verwahrlosten Kinder, die ihr unmenschlicher Vater oft mit Füßen getreten und sie mit unerhörter Grausamkeit, vor deren jede Schilderung, jede Feder zurückschaudert, gemißhandelt hatte, wenn die armen, halbverhungerten Geschöpfe nach Brot zu schreien wagten. Bald darauf rettete sie das Leben von drei katholischen Kindern, die ohne ihren Beistand vor Elend und Hunger umgekommen sein würden. Später nahm sie noch einige andere Kinder hinzu, mietete sich ein Haus und eine Magd und erhielt die ganze Familie einzig und allein durch ihrer Hände Arbeit und mit dem geringen Erwerbe, den sie aus der Handarbeit der Kinder zog, die sie das Baumwollspinnen gelehrt hatte. Zugleich ward sie aber auch durch ihren Wandel der größte Segen für das ganze Dorf; denn es ist wohl nicht möglich, fleißiger, einfacher, redlicher, heiterer, durch Wort und That erbaulicher, zu jedem Guten bereitwilliger, milder, ergebener und dabei fester und entschlossener in Gefahren zu sein, als diese Sophie Bernard war. Der Teufel machte einigemale ihre Widersacher so wütend, daß sie ihre alte, baufällige Hütte zerstören wollten; aber Gott beschützte sie gnädiglich. Ein junger, stattlicher, edeldenkender Mann (Fortuné Bernard

in Foudai) bot ihr einst seine Hand an, die sie aber ausschlug und ihm auf seine Erklärung, daß er, wenn sie es verlange, noch zehn Jahre warten wolle, antwortete: sie könne sich nie von ihren Waisen trennen. „Wer die Mutter nimmt," entgegnete der junge Mann, „nimmt auch die Kinder." Auf diese Bedingung erfolgte die Heirat, und alle jene Kinder wurden von beiden Teilen mit der zärtlichsten Sorgfalt erzogen. Jüngst haben sie noch einige Waisen aufgenommen und erziehen sie in der Furcht und Liebe Gottes. Obgleich dieses ausgezeichnete Ehepaar für wohlhabend gilt, so ist ihr Einkommen doch so beschränkt und ihre Wohlthätigkeit so groß, daß sie oft nicht wissen, wie sie sich die unentbehrlichsten Kleidungsstücke anschaffen sollen."

„Eine zweite Bibel habe ich beschlossen einer ausgezeichneten Frau, der Maria Müller zu geben, welche am äußersten Ende meines ausgebreiteten Kirchspiels wohnt, wo die Kälte viel strenger und der Boden viel unfruchtbarer ist. Diese arme Frau ist ebenfalls ein merkwürdiger Charakter, und ich könnte viel zu ihrem Lobe sagen, wenn ich auf Einzelheiten eingehen wollte. Wenn gleich sie selbst in sehr drückenden Verhältnissen lebt, so ist sie doch ihrem ganzen Dorfe und sogar einem Teile der benachbarten Ortschaften eine Lehrerin, Wohlthäterin und wahre Mutter. Sie nimmt den lebhaftesten Anteil an allem, was auf das Reich des Erlösers auf Erden Bezug hat, und seufzt oft schwer über den traurigen Einfluß, den die Mächte der Finsternis ausüben. Auch sie hat mehrere Waisen ohne die geringste Entschädigung aufgenommen; sie hält überdem unentgeltlich Schule für kleine Mädchen, und hat es sich zur Pflicht gemacht, ihre Bibel allen denen zu leihen, die selbst keine besitzen."

„Eine dritte Bibel habe ich einer vortrefflichen Witwe,

der Katharina Scheidecker zugedacht, die gleich den vorbenannten eine Mutter der Waisen ist und eine Freischule hält. Ich könnte leicht noch mehrere Personen von gleicher Beschaffenheit aufführen, deren Augen von Thränen des Dankes überfließen würden, wenn man sie mit dem Geschenke einer Bibel erfreute."

Dieser Brief gab, wie uns der damalige Sekretär der britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft, Herr Owen, erzählt, die erste Anregung zur Bildung des so reichgesegneten Frauen-Bibelvereins in England.

Außer der Bibel verbreitete Oberlin manche andere nützliche Schriften, wobei ihm verschiedene Gesellschaften wirksame Hilfe leisteten. Die von seinem vortrefflichen Vorgänger gegründete Schul- und Volksbibliothek brachte er auf 500 Bändchen. Zugleich ließ er selbst verschiedene, höchst zweckmäßige Schriften, z. B. eine kurze Naturgeschichte und einen Kinderfreund drucken, und setzte sie in Umlauf so, daß ein Buch in jedem der fünf Dörfer drei Monate lang behalten wurde, und von Haus zu Haus wanderte, bis es nach vollendetem Kreislaufe mit andern vertauscht wurde. Er gab einen Kalender heraus, der außer dem eigentlichen Inhalte der gewöhnlichen Kalender allerlei nützliche Mitteilungen enthielt. „Liebe Freunde! sagt er selbst, dieser Kalender ist die Frucht meiner langgehegten Wünsche, euer Bestes zu befördern. Nehmt ihn also hin. Wenn er sich als eine wirkliche Wohlthat für euch erweiset, so blicke ich auf zu unserem himmlischen Vater und spreche: Deine Güte, o Herr, hat mich mit Segen gekrönet. Gestatte mir, dir meinen Dank hiefür darzubringen und stärke, auf welche Weise es dir gefällt, den schwachen Glauben deines gar schwachen Kindes."

Oberlin druckte auch auf einer eigenen kleinen Buchdruckerpresse viereckige Papierblättchen mit allerlei aus-

gewählten Bibel- oder Denksprüchen, auch wohl lieblichen Liederversen, und ließ sie, wie Noah seine Tauben, nach allen vier Winden tausendweise ausgehen. Die Rückseite derselben benutzte er dann noch außerdem häufig zu einigen wohlgemeinten Winken für die Empfänger, die öfters die Stelle der Briefe an seine zahlreichen Freunde vertreten mußten, da ihm seine vielen Geschäfte nur selten gestatteten ausführliche Briefe zu schreiben. Ich teile hier den Gedenkzettel mit, der als ein teures Vergißmeinnicht an das liebe Pfarrhaus zu Waldbach und seine teuren Insassen vorliegt:

Lasset uns
unter einander unser selbst wahrnehmen
mit Reizen zur Liebe
und guten Werken.

Hebr. 10, 24.

Als eine Probe jener kleinen Briefe auf der Kehrseite dieser Druckzettel möge folgendes Dankschreiben folgen:

An Herrn Blech, Fabrikant zu St. Maria.

Großmütiger Kollektor für die durch den Brand Verunglückten zu Belmont, tausendfachen inbrünstigen Dank von J. F. Oberlin, Pfarrer zu Belmont u. s. w.

Waldbach, den 17. Dezember 1810.

Waren die vorerwähnten Bemühungen des ehrwürdigen Mannes mehr und zunächst auf die Bedürfnisse der Erwachsenen berechnet, so vergaß er darüber keineswegs der Kleinen. Vielmehr nahm er sich von Anbeginn seiner Amts-

führung der Jugend und der Schulen ganz besonders kräftig an. Als der damalige Grundherr des Steinthals, der Baron von Dietrich, sich erbot ein neues Pfarrhaus zu bauen, erklärte Oberlin: „Ich will so lange keine neue Wohnung, bis die Schulen zweckmäßig eingerichtet sind," und begnügte sich mit der alten, ganz zerfallenen Hütte, bis sich der Baron von Dietrich nicht mehr abweisen ließ, und 1787 das gegenwärtige Pfarrhaus bauen ließ.

Das von Stuber in Waldbach erbaute Schulhaus befand sich, weil es von frisch ausgehauenem Holze leicht aufgerichtet war, schon bei Oberlins Amtsantritte wieder in baufälligem Zustande. Er beantragte daher den Neubau eines geräumigen Schulhauses. Damit hatte er aber in ein Wespennest gegriffen und bekam die bittersten Vorwürfe zu hören, daß er die armen Leute mit neuen Unkosten belasten wolle. Er überzeugte sich bald, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei, und wandte sich also an mehrere wohlthätige auswärtige Freunde, die ihm auch Beiträge zur Bestreitung der Baukosten behändigten. Und reichten diese auch bei weitem nicht aus alle Kosten zu decken, so hatte Oberlin einen Vater, der da reich ist über alles und der ihn bisher noch nie verlassen noch versäumt hatte. In kindlichem Vertrauen auf ihn erklärte er sich daher bereit, den Bau des neuen Schulhauses auf eigene Gefahr zu beschaffen. Aber auch das war bei den damaligen Steinthalern noch weit gefehlt. „Er baut uns wohl das Haus," sagten sie, „aber hinterher werden wir gezwungen, wenigstens einen Teil der Baukosten zu bestreiten, und wenn das größere Haus demnächst einmal baufällig wird und ausgebessert werden muß, so fällt das uns zur Last." Sie widersetzten sich also diesem Vorhaben auf das allerbestimmteste und willigten erst dann ein, als sie durch folgendes Aktenstück vom 25. Nov. 1768 beruhigt waren:

„Wir, die Endesunterzeichneten, der frühere Pfarrer von Waldbach (Stuber) und der gegenwärtige (Oberlin), bezeugen, daß wir für die nötige Wiederaufbauung und Vergrößerung des Schulhauses zu Waldbach in der liebreichen Teilnahme einiger Wohlthäter die hinreichenden Mittel gefunden haben,*) die uns gegen die besagte Pfarrei, und besonders gegen die Kommune Waldbach, die Verpflichtung möglich machen, besagte Wiedererbauung zu unternehmen, ohne daß die Einwohner die geringste Beisteuer oder irgend eine Fron dabei zu leisten haben.“ Außerdem erteilte Oberlin durch Brief und Siegel noch die Versicherung, dreißig Jahre lang alle etwaige Reparaturkosten allein bestreiten zu wollen. Nachdem hiernach die Steinthaler ihre Einwilligung gegeben, schritt Oberlin auch sofort und mutig zum Werke und antwortete manchem besorglichen, abmahnenden Freunde: „Wann sind unsere Pläne wohl leichter auszuführen, als wenn wir sie in demütiger, einfacher Kindlichkeit vor Gott beginnen, dessen Segen allein sie mit dem Erfolge krönen kann?“ Dieses Vertrauen ließ ihn nicht zu schanden werden. Eines Tages war er zwar in einer peinlichen Verlegenheit, nicht wissend, woher das Geld nehmen, das zur Abbezahlung einer Summe, die er zum Schulbau angeliehen hatte, erforderlich war. Im Augenblicke der höchsten Not schickte ihm Stuber auf einmal 500 Franken, die ein Ungenannter ihm zur Erbauung des Schulhauses zu Waldbach hatte zukommen lassen. 1769 wurde der Bau vollendet.

Im Jahre 1773 glaubte Oberlin, die Zeit sei gekommen, daß auch zu Bellefosse der Bau eines Schulhauses in An-

*) Eine Straßburger Dame verwilligte allein eine Summe von 900 M. zu diesem Zwecke, und eine Kollekte brachte auch eine ziemliche Summe ein.

griff genommen werden könne. Aber welche Umwandlung hatte der Sinn der Steinthaler während dieser Zeit erfahren! Aus eigenem Antriebe erboten sie sich jetzt, nicht nur das nötige Baumaterial herbeizufahren, sondern auch nach besten Kräften Zuschüsse zu leisten, so daß es schon am 11. August 1774 aufgerichtet und eingeweiht werden konnte, während bis dahin die Schule der Reihe nach in den kleinen Stuben der Landleute abgehalten werden mußte. Im Jahre 1779 wurde darauf das Schulhaus zu Belmont erbaut, zu welchem der edle Grundherr das Bauholz und der wohlthätige Pfarrer von Waldbach den selbst entworfenen Bauplan und 1500 Franken lieferte. Das Schulhaus zu Sollbach, wozu Martin Bernard, Vorsteher dieser Gemeinde, den Bauplatz und einen guten Teil der Kosten hergab, wurde 1807 erbaut, und für die Erbauung eines Schulhauses zu Foudai überwies der treffliche Präfekt des Niederrheins, Herr Lezay-Marnesia, 1500 Franken und Herr Legrand den Bauplatz. Auf diese Weise erhielten also alle fünf Dörfer der Pfarrei innerhalb weniger Jahre neue, zweckmäßige Schulhäuser. Seit 1827 ist außerdem noch in La Hutte das sechste Schulhaus erbaut, wozu die ehrenwerte Witwe Maria Müller den Bauplatz, die Herren Legrand aber die Baugelder hergaben, die Einwohner aber die Fuhr- und Handdienste leisteten. Die Schule wurde durch den Schullehrer von Belmont besorgt, später wurde eine eigene Lehrerin angestellt.

Um geschickte Schullehrer heranzuziehen, traf er die Anordnung, daß allwöchentlich alle Schüler der fünf Dörfer in der Schule zu Waldbach der Reihe nach versammelt und hier in seiner Gegenwart von jedem der Schullehrer unterrichtet wurden. Diese erhielten dann alljährlich so viele Prämien, als sie wohlunterrichtete Kinder aus ihrer Schule

geliefert hatten. Für Kinder von schwacher Begabung, wenn sie doch gut bestanden, erhielten sie doppelte Belohnung. Den Wetteifer der Kinder aber suchte er dadurch anzufeuern, daß er am Ende eines jeden Jahres Preise austeilte, die in Bleistiften, Landkarten, Büchern, Pinseln, Farben und andern dergleichen Gegenständen bestanden. Die Schulen des Steinthals galten als Muster von Volksschulen. Es wurde in ihnen außer in Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen auch noch in deutscher und französischer Sprache, in der Erd- und Himmelskunde, in den Anfangsgründen der Land- und Hauswirtschaft, sowie in der Welt- und Religionsgeschichte Unterricht erteilt.

Er errichtete auch noch Fortbildungsschulen für die reifere Jugend, in welchen teils das früher Erlernte wiederholt, teils aber auch neue Kenntnisse gesammelt werden sollten. Hier wurde im Zeichnen und Malen Unterricht erteilt, auch die Anfangsgründe der Geometrie und der Physik waren für die Steinthaler Jünglinge nicht ausgeschlossen. Seinem väterlichen Herzen standen aber auch die Kleinen und Unmündigen nahe. Es hatten ihm die vielen Nachteile und Gefahren des Leibes und der Seele nicht entgehen können, welchen die kleinen Kinder ausgesetzt sind, die, während ihre Eltern und erwachsenen Geschwister ihrem täglichen Erwerbe nachgehen, die übrigen Geschwister aber in der Schule sind, ohne alle gehörige Aufsicht, Beschäftigung und Pflege entweder im Hause oder auf der Straße sich selbst überlassen bleiben. Zudem mangelte den Töchtern die nötige Anweisung und Übung in weiblichen Handarbeiten. Er schreibt selbst darüber: „Seit den zwei Jahren, daß ich im Amte bin, hat mir die vernachlässigte Erziehung so vieler Kinder in meiner ausgedehnten Pfarrei stets sehr viel Kummer verursacht; es ist dies eine Last, die schwer auf meinem Herzen lag. Ich

machte immer Versuche, ein Haus zu kaufen oder zu bauen, um sodann ein Erziehungshaus daraus zu machen, aber alles umsonst. Da erfuhr ich endlich im Winter 1769, daß Sarah Banzet aus Belmont, die bei meinem Vorfahren Stuber im Dienst gestanden hatte, daselbst sehr guten Strickunterricht (eine damals im Steinthale noch sehr seltene Kunst) erteilt habe, daß sie aus eigenem Antriebe es die Kinder des Orts lehre, daß aber ihr Vater, der Zeitversäumnis wegen, es ungern sehe. Das war mir eine entzückende Nachricht."

Nie gewohnt, ängstlich mit seinen Geldmitteln zu rechnen, wo es der Ausführung segensvoller Pläne galt, nahm er Sarah Banzet sofort als Lehrerin in seine Dienste, mietete dann geeignete Räumlichkeiten, versammelte darin die Dorfkinder und errichtete die sogenannten Strickschulen, denen sich dann später auf Anregung Luise Schepplers auch die Kleinkinderschulen anreihten. Oberlin legte nicht sowohl auf die große Menge der täglichen Unterrichtsstunden, als vielmehr darauf großes Gewicht, daß der Unterricht möglichst früh, nämlich mit dem vierten Jahre, beginne und bis zum zurückgelegten fünfzehnten Lebensjahre, dem Zeitpunkte der Konfirmation, ununterbrochen und stufenweise in verschiedenen Klassen fortgesetzt werde. Zur Erreichung dieses Zweckes, sowie zur Ersparnis verschiedener Räume für die einzelnen Klassen, zugleich aber auch um dem Bedürfnisse seiner armen Steinthaler Rechnung zu tragen, die bei ihren Feld- oder Haus- und Fabrikarbeiten das ganze Jahr hindurch der Mithilfe ihrer größeren Kinder so sehr benötigt waren, traf er die Einrichtung, daß die älteren Schüler und Schülerinnen in den frühesten Morgenstunden (im Sommer von 5—8) ihren Unterricht erhielten und alsdann heimgehen und ihren Eltern helfen konnten. In den drei nachfolgenden Stunden besuchten dann die jüngeren Kinder die Schule, während

nachmittags die Schulstube zur Kleinkinder- und Strickschule unter weiblicher Leitung benutzt werden konnte. — Sarah Banzet, die erste „Führerin der zarten Jugend," wie Oberlin sie nannte, starb zwar schon im Jahre 1774, erst 29 Jahre alt, aber Oberlin hatte in Verbindung mit seiner vortrefflichen Frau bereits mehrere ausgezeichnete Jungfrauen oder Frauen zu diesem Dienste herangebildet, welche in ihre Stelle eintraten, und unter denen ich hier nur Marie Müller, Katharine Scheidecker († 1826), Magdalene Bernard, geborne Banzet, und besonders Luise Scheppler namhaft machen will.

In diesen Schulen, welche nachmals so viele Nachahmung gefunden haben, auch insonderheit zur Einführung der Bewahranstalten (Salles d'asyle) in Frankreich und England ꝛc. Anlaß gaben, in denen für das leibliche und geistige Wohl der Kinder der Fabrikarbeiter Sorge getragen wird, wurden die Kinder unter der mütterlichen Pflege und Zucht der Lehrerinnen zu allerlei nützlichen Beschäftigungen und Übungen angehalten. Die größern unter ihnen strickten, nähten, spannen oder stopften Strümpfe, zeichneten und malten ꝛc., während die kleineren buchstabieren und lesen, die ersten Religionsbegriffe, und — was für die kleinen Gäste auch eine Kunst ist — das Stillsitzen lernten. Mit dem eigentlichen Unterrichte wechselten dann allerlei Spiele und angenehme Unterhaltungen ab, wobei zwar pünktlicher Gehorsam gefordert, aber zugleich auch der größtmögliche Grad von Freiheit gewährt wurde, damit dem kindlichen Gemüte alle Macht der freien Entfaltung verbleibe. Von Zeit zu Zeit zeigte ihnen die Vorsteherin Bilder, welche biblische oder naturgeschichtliche Gegenstände darstellten und die erklärt und durch allerlei liebliche Geschichten belebt wurden. Kunst- und Naturgegenstände, auch geographische Karten dienten zu besonderer Freude. Im Sommer wurden kleinere oder größere

Ausflüge ins Freie gemacht, die Gelegenheit boten, Pflanzen und Kräuter zu sammeln, und deren Namen, unterschiedliche Merkmale, Gebrauch u. s. w. gleichsam spielend kennen zu lernen. Bei allen diesen verschiedenen Beschäftigungen war der Gesang schöner Volks- und geistlicher lieblicher Lieder eine besondere Würze.

Das Patois durfte in diesen Schulen nicht gesprochen werden, ohne wenigstens sogleich seine Berichtigung zu finden; diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß das Patois nach und nach mehr verschwand, jedoch in der Familiensprache sich erhielt. Ausgerüstet mit manchen nützlichen Kenntnissen, Fertigkeiten und Gewohnheiten, und mit christlichen, in die zarten Herzen eingepflanzten Gefühlen traten die Kinder aus diesen Vorschulen in die sogenannten allgemeinen oder öffentlichen Schulen.

Daß Oberlins Zeit durch eine so vielseitige Thätigkeit sehr in Anspruch genommen werden mußte, begreift sich leicht. Wiewohl er daher seine Gewohnheit des Frühaufstehens treulichst beibehielt, so wollte sich doch nicht immer die nötige Zeit herausfinden lassen, die er so gern zu persönlichen Besuchen bei seinen lieben Pfarrkindern verwandt hätte. Er machte ihnen deshalb von Zeit zu Zeit einen schriftlichen Besuch, indem er zuweilen verschiedene Ratschläge, Ermahnungen und Fragen in ihre Hütten sandte, um so auch in seiner Abwesenheit als ein väterlicher Freund zu ihnen zu reden. Ich gebe hier eine Probe eines solchen Rundschreibens, das sich unter seinen Papieren vorfand:

„Besuchet ihr nebst eurer ganzen Familie regelmäßig den Gottesdienst? — Lasset ihr keinen Sonntag ohne irgend ein Liebeswerk vorübergehen? — Seid ihr oder euer Weib oder eure Kinder nicht nach den Erdbeeren 2c. statt zur Kirche gegangen? Oder wenn dies geschehen ist, gelobt ihr vor

Gott, es nicht wieder zu thun? — Habt ihr Sorge getragen, euch die zum Besuche des Sonntagsgottesdienstes unentbehrlichen Kleidungsstücke anzuschaffen? Diejenigen, welche die nötigen Kleidungsstücke besitzen, wenden sie einen bestimmten Teil ihres Einkommens dazu an, denen, die noch Mangel daran haben, solche zu verschaffen, oder andern dringenden Bedürfnissen ihres Nächsten abzuhelfen? — Haben eure bürgerlichen und kirchlichen Vorgesetzten Ursache, mit euch und allen Gliedern eurer Familie zufrieden zu sein? — Liebet und verehret ihr unsern Herrn und Heiland Jesum Christum in solchem Grade, daß ihr euch getrieben fühlt, so viel an euch liegt, wahre Geistes- und Herzenseintracht unter euern Nachbarn zu stiften und zu handhaben, damit alle nur eine Herde bilden, deren Hirte er sei? — Verursacht euer Vieh andern Einwohnern keinen Schaden noch Unbequemlichkeit? Habet wohl hierauf acht, denn es wäre Öl ins Feuer gegossen und würde euch vielen Kummer verursachen! — Haben eure Gläubiger Anlaß, mit eurer Rechenschaft und Pünktlichkeit zufrieden zu sein, und kann man nicht von euch sagen, daß es euch angelegener sei, euch überflüssige schöne Kleider anzuschaffen, als eure Schulden zu zahlen? — Traget ihr gewissenhaft zur guten Unterhaltung der Wege bei? Habt ihr zum allgemeinen Besten auf einem Gemeindeplatze wenigstens zweimal so viele Bäume gepflanzt als Köpfe in eurer Familie sind? Habt ihr dieselben nach den Regeln der Kunst oder wie faule, unwissende Pfuscher gepflanzt? — Fehlet ihr nie, wenn der Maire die Gemeinde versammelt, oder wenn es euch unmöglich ist beizuwohnen, tragt ihr Sorge, ihn davon zu benachrichtigen und euch bei ihm zu entschuldigen? — Besuchen eure Kinder regelmäßig die Schule und beaufsichtigt ihr dieselben, wie Gott es von euch fordert? — Habt ihr Maßregeln zur Ersparnis des Holzes

getroffen, und lasset ihr die Wärme nicht verloren gehen? — Haltet ihr ohne dringende Not keinen Hund? — Versteht ihr und eure Söhne irgend eine Muße-Hantierung, und treibt ihr letztere, um jeden Augenblick zu benutzen? Habt ihr eine Wassergrube oder wenigstens eine Mistgrube, worein ihr alles Spülwasser gießt?" u. s. w.

Und in einem andern derartigen Hirtenbriefe Oberlins vom 27. Februar 1801 an seine teure Herde heißt es unter anderem:

„Teure Freunde, Väter und Mütter! Ich habe eine Bitte an euch zu richten. Ihr haltet Schafhirten für eure Schafe, die sie auf die grünen Weiden führen, sie hüten und vor Gefahren schützen, und ihr thut wohl daran. Aber habt ihr keine Furcht für eure Kinder? Schleicht nicht Satan umher, um sie zum Bösen zu verleiten? Darum haltet ihnen gleichfalls Hirten. Was es euch auch kosten mag, Gott wird es euch tausendfach ersetzen."

Den 29. Mai 1803 schrieb er unter anderem:

„Und der Herr sprach zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß es nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? — Der Herr sprach zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? O möchten diese Worte unaufhörlich in aller Eltern Ohren widerhallen: Vater, wo ist dein Sohn? In welchem Dorfe, in welchem Hause, in welcher Gesellschaft? Wie beschäftigt er sich? Es geziemt euch, bei Tag und bei Nacht, Sonntags und Werktags, wo ihr auch seid und was ihr auch thut, auf diese Frage antworten zu können. Ihr seid die Hüter eurer Kinder, und wo sie sich beim Geschäfte, zur Erholung und Unterhaltung befinden, eure Pflicht ist es, sie bei ihren Vergnügungen und während ihrer Thätigkeit zu überwachen und anzuleiten.

Thut es, thut es von nun an mit Sorgfalt, Wachsam-

keit und Eifer, mit ernstlichem, stillem Gebete, daß Gott euch eure frühere Sorglosigkeit verzeihen und eure Söhne von den Sünden und Gefahren befreien möge, in welche sie eure Nachlässigkeit und der Mangel an väterlicher Wachsamkeit gestürzt haben mögen. Dies ist der Wunsch

Eures Vaters und Seelsorgers
J. F. Oberlin."

Wie unablässig Oberlins Augen hienach auf alles, was der Steinthaler Wohlfahrt betraf, auch fürsorglich gerichtet waren, so vergaß er doch über dem Nahen auch das Ferne nicht. Wußte er ja, daß in aller Welt Kinder eines Vaters wohnten, die alle berufen werden sollten zu demselben himmlischen Erbe, und daß auch die Heiden dazu mitberufen seien. Wie frühzeitig dies Oberlin erkannt hat, erhellt schon daraus, daß es bereits in den Lebensregeln der von ihm gestifteten „christlichen Gesellschaft" unter anderem heißt: „Jedes Mitglied soll am ersten Montag jeden Monats sein Gebet verrichten, daß die zur Bekehrung wilder und götzendienerischer Völker ausgesandten Missionare gegen die Umtriebe des Bösen geschützt und gefestigt werden." Noch ehe daher in England, der Wiege der Missionsgesellschaften, die monatlichen Missionsbetstunden (1784) ins Leben gerufen und die erste Missionsgesellschaft (1795) zu London gestiftet wurden, beugten bereits im Steinthal glaubige Beter ihre Kniee in dem Flehen um das Kommen des Reiches Gottes auch zu den fernen Heidenvölkern.

1774 faßte Oberlin sogar den Entschluß, selbst zu den armen Heiden hinauszuziehen und in dem fernen Pennsylvanien in Nordamerika das Panier des Kreuzes aufzupflanzen und das Banner des Evangeliums dort zu entfalten. Von den Abkömmlingen der 30 000 Protestanten, die durch die wütenden Verfolgungen des katholischen Fürstbischofes von

Salzburg zu einer Auswanderung genötigt waren, hatte sich nämlich in jenem Lande die deutsche Kolonie Ebenezer angesiedelt, die bis zu 20000 Seelen herangewachsen war. Nun war zu jener Zeit ihr Missionsgeistlicher gestorben, und man konnte keinen Ersatzmann finden. So erging denn an Oberlin die Anfrage, ob er nicht geneigt sei, dorthin zu gehen. Anfangs war er unschlüssig, allein gerade der Umstand, daß sich für jenen Posten kein Geistlicher hatte finden lassen wollen, schien ihm Grund genug zu sein, in dem an ihn ergangenen Ruf einen göttlichen erkennen zu müssen. Um indessen bei einem so entscheidenden Schritte nicht eigenwillig zu handeln, warf er sich zuvor samt seiner Gattin auf die Kniee, und beide flehten nun, doch jedes für sich, inbrünstig zu Gott, er wolle ihnen seinen guten und gnädigen Willen in dieser Sache anzeigen. Als sie sich wieder zusammenfanden, um die empfangene göttliche Antwort auszutauschen, lautete sie aus beider Munde: „Gott will es, daß wir hinziehen!" Oberlin schrieb bei dieser Gelegenheit in sein Tagebuch:

„Ich will dir einen Altar bauen,
Der Ebenezer heißen soll,
Drauf soll man diese Worte schauen:
Gott führet seine Kinder wohl!"

Seine Mutter sowie sein älterer Bruder boten vergeblich alles auf, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Es mögen hier einige Auszüge aus den Briefen folgen, die er dieserhalb an sie schrieb, da sie ein schönes Denkmal seiner kindlichen und brüderlichen Liebe und zugleich seiner innigen, von aller Überspannung freien Frömmigkeit sind.

„O du mein bester und teuerster Bruder!

Wie schmerzhaft für mich auch der Gedanke ist, mich von dir und unserer lieben Mutter zu trennen, so kann mich doch gar nichts von meinem Entschluß aufhalten, zu welchem

weder meine Frau noch ich durch irgend einen menschlichen Einfluß bestimmt worden sind. Was auch die Welt dafür oder dawider sagen mag, dies kann in meiner Gewissenssache keine Entscheidung geben. Ich habe durch die heilige Taufe einen Bund mit einem Herrn geschlossen, der mehr als ich und alle Menschen weiß und vermag, der mich an Kindesstatt angenommen hat, und der mein Vater sein will, welcher aber dafür kindliche Liebe, Gehorsam, Ergebenheit und bereitwillige Unterwerfung fordert. Er duldet keine vergeblichen Widersprüche noch kleinliche Einwendungen. „Kehret um und werdet wie die Kinder, oder ihr könnet nicht in das Himmelreich kommen," hat er gesagt. Durchdrungen von der Wichtigkeit eines solchen Vorrechts habe ich Gott angefleht seit meiner zartesten Kindheit, immer mein Führer zu sein, mich zu seinem Diener und Werkzeuge zu bilden, mir überall seinen Willen zu erkennen zu geben und mich stets dazu geschickt und treu zu machen. Er hat es gethan, und ich habe mich nicht in meiner Erwartung getäuscht. Selbst in der Wahl der Laufbahn, die ich betreten habe, sowie in der Wahl der Vorschriften, die ich selbst gegeben habe, und in einer Menge von Begebenheiten habe ich das Glück gehabt, seine ganz besondere Vorsehung wahrzunehmen.

Jedesmal wenn ich ungewiß war über die Entscheidung, was ich thun sollte, rief ich seinen Rat an, und er erteilte mir ihn immer auf die eine oder andere Weise, so daß ich höchst undankbar, höchst gefühllos, ja sehr schamlos sein würde, wenn ich, ungeachtet der unzähligen Erfüllungen seiner Versprechen, plötzlich mich von ihm abwenden und mich nach rein zeitlichen Interessen, nach meiner Bequemlichkeit oder bloß nach dem Wunsche der Menschen richten wollte. Man fordert von einem rechtschaffenen

Manne, daß er nach seiner eigenen und innigsten Überzeugung handle. In meinen Augen wäre ich nicht würdig des Vergnügens, dein Bruder zu sein, wenn ich anders handeln wollte, sogar wenn Personen, von denen man mit Unrecht glaubt, daß sie meinen Entschluß hervorgerufen haben, eine andere Ansicht aussprechen würden. Ich bin überdies überzeugt, daß Gott meine Bemühungen hier segnet, und daß das Gute, was ich in Ebenezer thun kann, noch zweifelhaft ist. Aber was habe ich für ein Recht, so zu argumentieren (schließen)? Bin ich der Oberhirte, oder bin ich nicht vielmehr bloß ein untergeordneter Diener? Weiß denn der Herr nicht am besten, wo er seine Knechte zum Wohl seines Dienstes hinstellt? Soll ich Gott bloß mit meinem Munde anrufen und die Zahl derer vermehren, die nichts weiter zu sagen wissen als Herr! Herr? Soll ich nicht vielmehr ihn dadurch anbeten, daß ich seinen Willen dabei thue; warum sollte ich daher nicht seiner Stimme folgen? —

Sowie ich den Brief erhalten hatte, worin die Rede von dieser Berufung war, so that ich das, was ich immer in zweifelhaften Fällen thue: voll Vertrauen auf Gottes Verheißungen wandte ich mich im Namen Jesu Christi zu Gott, um ihn inständig zu bitten, ihn, den Gott der Geister, daß er das, was er schon so oft für mich gethan, thue, mich nämlich wissen lassen möchte, ob ich ja oder nein sagen soll. Meine Frau, der ich den Brief, in dem der Ruf an mich erging, überreicht und mich sodann zurückgezogen hatte, ohne ein Wort beizusetzen, that das gleiche; und wir kamen alle beide, zu unserem gemeinschaftlichen Erstaunen, sehr bald zur innigsten Überzeugung, daß wir sagen mußten: „Ja, Herr, hier sind wir!“ Ich weiß zu wohl, daß viele Menschen die Macht des Gebetes nicht kennen; aber ich weiß

auch, daß es nicht an der Genauigkeit und Deutlichkeit der Versprechungen noch an der Gerechtigkeit Gottes mangelt. Wenn es aber nun der Wille Gottes, unseres Vaters und Herrn ist, so wir die Überzeugung davon haben, so müssen alle übrigen Rücksichten schwinden, Jesus ist und wird immer der Oberhirte seiner Herde im Steinthal bleiben und wird ihr jedesmal als Unterhirten den geben, den er für gut findet. Wenn er will, daß wir ihm zu Ebenezer dienen, so muß er, der die Welt in seiner Hand hält, auch wohl dafür Sorge tragen, daß wir dahin kommen; wenn wir aber daselbst sterben sollen, so wird er sicher am Tage der Auferstehung die Stelle finden, wo er uns schlafen gelegt hat.

Ich weiß sicher wohl, daß unsern Entschluß und unsere Ansichten viele Personen für einen schwärmerischen Enthusiasmus halten, der ganz in unserem Charakter liege. Was liegt daran! Es genügt mir das Bewußtsein, daß ich mir angelegen sein lasse, meine Gedanken und meine Handlungen mit dem göttlichen Wort, das ich predige, in Einklang zu bringen. Wenn man sich gegen uns einige Spötteleien erlaubt, so sind wir durch jene Worte der heiligen Schrift beruhigt: Wer mich vor den Menschen bekennet, den werde ich vor meinem himmlischen Vater bekennen! Übrigens fühlen wir uns gestärkt durch folgende und andere ähnliche Sprüche: Nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Der, welcher seine Mutter und seinen Vater mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. — Der Schüler ist nicht über seinen Meister. — Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. — Seid unbekümmert; aber in allen Dingen lasset euer Gebet, alle eure Anrufungen und eure Danksagungen vor Gott kommen.

Ich muß schließen. Wirst du mich fragen, warum ich so ins Einzelne eingegangen bin? Sicher mehr meinet- als deinethalben, lieber Bruder, dessen Gerechtigkeit ich kenne. Denn ich weiß, daß du mir gern nützlich bist, und das, was du in dieser Beziehung mir nützen kannst, besteht darin, daß du diesen Brief allen denjenigen mitteilest, die meinen Entschluß von einem falschen Gesichtspunkte aus betrachten.

Lebe wohl, und höre nie auf, ebenso als bisher dein ganzes Leben hindurch den zu lieben, welcher mit der innigsten, unveränderlichsten und beständigsten Liebe, sogar auf einer andern Halbkugel, als dein Gegenfüßler, nichtsdestoweniger auch bleiben wird

dein getreuer jüngerer Bruder
Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer."

In dem Briefe Oberlins an seine Mutter führt er weiter die Gründe aus, die ihn bestimmen müßten. Er hebt besonders hervor, daß sein Herz, seit Gott es an sich gezogen und er an den Angelegenheiten des Reiches Jesu Christi einen mehr direkten Anteil genommen habe, durchdrungen sei von aufrichtigem Mitleide für so viele Heidenvölker, die sich noch in ihrer Blindheit befänden, und für die doch unser Heiland ebensowohl sein Blut vergossen habe, wie für die Straßburger 2c. Daß er ferner von den Kenntnissen und Erfahrungen, die er sich im Steinthale bisher gesammelt habe, in Ebenezer hoffentlich einen vorteilhaften Gebrauch zur Förderung des geistlichen und zeitlichen Wohles jener Gegend werde machen können. Die Pfarrei Waldbach befinde sich ohnehin in einer viel glücklicheren Lage. Sie habe einen protestantischen Grundherrn, der die gemachten Verbesserungen billige und fördere; sie habe in der Person des frommen Stuber einen vortrefflichen Ratgeber und werde viel leichter einen Geistlichen wieder bekommen

als Ebenezer. Er sucht ihr desgleichen nachzuweisen, daß das, was er zu thun habe, darin bestehe, dem Willen Gottes Folge zu leisten, und dahin zu gehen, wo er ihn als ein unterwürfiges Kind und als einen gehorsamen Diener haben wolle 2c. 2c. Übrigens stand sein Entschluß so fest, daß er schon im voraus ein köstliches Abschiedswort an seine liebe Gemeinde aufschrieb, um dasselbe vom Abfahrtsorte ihr zuzusenden. Darin heißt es unter anderem: „So ist denn endlich der Tag unserer Trennung gekommen. Mit welcher Seelenruhe würde ich euch verlassen, wenn ich euch alle in den sanften Händen des treuen Heilandes wüßte, von dem ich weiß, daß weder Welt noch Hölle im stande sein würde, ihm euch zu entreißen, sofern ihr selbst euch nicht von ihm trennet. O eilet doch, die ihr bisher es unterließet, eilet doch zu seinen Füßen und bittet ihn um Vergebung für euren Leichtsinn und eure Nachlässigkeit; flehet zu ihm, daß er eure Seele ändere und erneuere, wie sie ihm gefällig sind. Vergesset nie, was er selbst gesagt und durch seine treuen Apostel verkündigt hat, und was ich euch so oft wiederholte: daß man nicht erlöst ist, wenn man nicht von neuem geboren ist; daß man von seinem Geiste erfüllt und mit ihm verbunden sein muß, wie die Rebe mit dem Weinstocke, um von ihm unaufhörlich die Kräfte zu einem heiligen Leben herzuleiten; daß alles, was wir außer der Gemeinschaft mit ihm thun, wenn es auch in den Augen der nach Heidenart ehrbaren Welt noch so gut und edel erscheint, doch vor ihm nichts gilt, weil der Beweggrund desselben eitel ist, da es nicht hervorgeht aus Liebe und Dankbarkeit gegen den, der für unsere Wohlfahrt und unser Seelenheil alles gethan hat und es gewiß verdient, daß wir alles für ihn und für die Förderung des Reiches thun. O meine teure Gemeinde, die mir der Erzhirte acht Jahre lang an-

zuvertrauen so gnädig war, ich beschwöre euch, haltet euch an diesen göttlichen Hirten und niemals an Menschen . . . Der Herr der Ernte ruft mich jetzt wider alle meine Erwartung von euch, um eine andere seiner Herden zu weiden, die ihm denselben Preis gekostet hat, wie ihr. Wir werden fortan zwar dem Leibe nach, aber, wie ich hoffe, nicht dem Geiste nach getrennt sein. Ich habe euch immer herzlich geliebt und liebe euch noch, und alle Schätze der Welt würden das nicht vermögen, was der Ruf meines göttlichen Meisters bewirkt hat . . . Seid eingedenk der Ermahnungen und Vorschriften des Evangeliums, das ich euch ohne Unterlaß eingeschärft habe, und versäumt nicht, den Segen Gottes herabzuflehen auf das, was ich meiner Gemeinde jenseits des Meeres predigen werde. Leb wohl, meine teure Gemeinde! Wir werden uns hier auf Erden nicht wiedersehen, doch wir werden einst vor dem Throne Gottes und des Lammes uns wieder zusammenfinden, wo wir, ganz himmlisch gesinnt und voll Entzücken über alle seine großmütigen und göttlichen Gnadenbezeugungen, ihm ewig Lob, Ehre und Dank sagen werden. Amen."

Doch kurz vor der Ausführung brach der Krieg zwischen England und Amerika aus, auf diese Weise wurde er dem Steinthal erhalten. Wiederholt werden ihm weit einträglichere Pfarrstellen angeboten, um deren Annahme man ihn sogar dringend bat; bei derartigen Anträgen pflegte er zu sagen: „Das beste Amt ist das, wo man am meisten Gutes thun kann und am wenigsten dafür belohnt wird." Oder: „Nein, ich habe zehn Jahre gebraucht, um jeden Kopf in meiner Gemeinde kennen zu lernen und ein Inventarium ihrer sittlichen, geistigen und häuslichen Bedürfnisse aufzunehmen. Meine Pläne sind gefaßt; ich brauche aber noch zehn Jahre, um sie auszuführen, und zehn folgende, um ihre Fehler zu

verbessern.“ Als einst ein hochgestellter Offizier seine Befremdung darüber gegen ihn aussprach, antwortete er: „Manche Leute machen mir ein Verdienst daraus, daß ich bedeutendere Pfarrstellen als diese hier ausgeschlagen habe; aber würden Sie, wenn Ihr General Ihnen einen Posten zur Verteidigung übergeben hätte, denselben ohne bestimmte Ordre verlassen?“ Als ihm hierauf verneinend erwidert wurde, fuhr er fort: „Wohlan, Gott hat diese Herde meiner Sorgfalt anvertraut, warum sollte ich sie verlassen? Wo könnte ich bessere Pfarrkinder oder dankbarere Herzen finden!?“

Als Oberlin einstmals hörte, daß einige fromme Glaubenshelden Heimat und Freundschaft und was sonst einem Menschenherzen lieb und teuer ist, verlassen hatten, um für Christum unter den unglücklichen Heidenvölkern unsterbliche Seelen zu werben, verkaufte er, im vollsten Einverständnis mit seiner trefflichen Magdalena, sämtliches Silbergerät — bis auf einen einzigen Eßlöffel, der nachmals laut Vermächtnis an die Missionsanstalt in Basel kam — und schickte den Erlös dafür an die Missionskasse, wobei er allein das bedauerte, daß er nicht mehr zu senden vermöge. Auch ließ er im Laufe des Jahres 1784 einen kleinen Druckzettel in französischer und deutscher Sprache ausgehen und in jeder Hütte an einem in die Augen fallenden Orte anschlagen, worauf unter mehrerem zu lesen war:

„Unser Herr Jesus Christus fordert von seinen Anhängern, daß sie seinem Dienste sich weihen, ihn bei seinen heiligen Werken unterstützen und in seinem Namen beten. Außer dem gewöhnlichen Wachen und Beten soll jedes Mitglied, wenn es irgend möglich ist, jeglichen Sonntag und Mittwoch um fünf Uhr abends sich niederwerfen und zu Gott beten, daß Satans Reich endlich zerstört und Gottes Reich

und dasjenige unseres Herrn Jesu Christi ganz und vollkommen aufgerichtet werde unter den zahllosen Heiden, Türken, Juden und vornehmlich unter den Christen."

Als Oberlin dies ausgehen ließ, fanden sich nicht bloß fröhliche Beter, sondern auch fröhliche Geber, wie das aus den Jahresberichten der verschiedenen Missionsgesellschaften zu ersehen ist.

Für Oberlins Duldsamkeit gegen Andersglaubende mögen folgende Thatsachen Zeugnis ablegen. Der nachmalige Professor Baum verbrachte als Knabe mit andern Schulkameraden seine Ferienzeit im Steinthal, wo sie Oberlin gastlich aufnahm. Eines Tages stellte er die Knaben vor einen Rahmen, der drei verschiedene Bilder zeigte, je nachdem man gegenüber zur Rechten oder zur Linken stand, und fragte dann, was ein jeder sehe. Als jeglicher behauptete, er sehe etwas anderes, ließ er sie ihre Stellung ändern, wornach nun jeder gestehen mußte, der andere habe recht gesehen. Nachdem er ihnen dann die künstliche Vorrichtung gezeigt hatte, sagte er: Sehet, man muß nicht sogleich behaupten: du hast Unrecht oder du lügst. Es kommt oft nur darauf an, wo man steht und wie man die Sache ansieht.

Unduldsamkeit gegen Andersdenkende war vor Oberlin im Steinthal an der Tagesordnung. So sieht Oberlin an einem schönen Tage alt und jung schreiend: „Ein Jude, ein Jude," hinter einem Fremden herlaufen, er eilt hinaus, und nur mit Mühe vermag er sich Stillschweigen zu verschaffen. Er zeigt den Schreiern, wie unwürdig sie sich in diesem Augenblicke des Christennamens gemacht hätten; wenn, fügte er bei, diesem armen Manne der Name eines Christen fehle, so fehle ihnen der Geist der Christen. Hierauf nimmt er den Ballen Ware des Fremden auf seine Schulter und führt diesen bei der Hand in sein Pfarrhaus.

Eine Katholikin aus dem nahen Städtchen Schirmeck verheiratete sich mit einem Protestanten von Waldbach. Dem Ehevertrage gemäß sollten die Kinder in der Konfession der Mutter erzogen werden. Als die Eltern mit dem erstgebornen Kinde sich nach Schirmeck auf den Weg machen wollten, um es vom dortigen katholischen Geistlichen taufen zu lassen, wird ihnen berichtet, daß mehrere Feinde des Mannes sich verabredet hätten, ihnen unterwegs aufzulauern und sie durchzuprügeln. In ihrer Herzensangst wandten sie sich an Oberlin, und dieser erbot sich, sie zu begleiten. Angelangt bei einer Krümmung des Waldes, wo der Überfall erfolgen sollte, wirft sich Oberlin auf seine Kniee, und betet: „Großer Gott, du siehst das Verbrechen, das jetzt wacht und brütet. Mächtiger Gott, wende ab die Gefahr oder verleihe deinen Kindern die Kraft, sie zu besiegen!“ Inzwischen kommen etliche Männer aus dem Walde hervor, stutzen aber, als sie ihren evangelischen Geistlichen als den Geleitsmann der Taufgesellschaft erblicken, der jetzt das Kind auf seine Arme nimmt und ihnen mit dem ganzen Nachdruck der strafenden Liebe zuruft: „Hier ist es, dies Kind, das euch so vieles Leid gethan, das die Ruhe eures Lebens stört.“ Beschämt stehen die Männer, bitten den Vater des Kindes um Verzeihung, und der Taufzug setzt, voll frohen Dankes gegen Gott und seinen treuen Diener, seinen Weg fort, während Oberlin mit den Männern, die er vor Bösem bewahrt, friedlich nach Waldbach zurückkehrt, wo er sie mit den Worten entläßt: „Kinder, gedenket dieses Tages, wenn ihr wollt, daß ich ihn vergessen soll.“

Ein Hausierjude, der seit Jahren das Steinthal besuchte und Waren, zum Teil auf Borg, verkaufte, starb und hinterließ seine Frau in großer Armut. Oberlin ließ sich von der Witwe die Liste der Schuldner in seiner Pfarrei geben,

besorgte den Einzug und zahlte für die, welchen es unmöglich war, ihre Schuld zu bezahlen.

Ein anderesmal war ein Jude auf dem Gebirge des Steinthales beraubt und ermordet worden. Oberlin ließ dessen Witwe mehrere Jahre lang 50 Franken zukommen. Die Frau, erstaunt, so reiche Geschenke von dem Geistlichen einer so armen Gemeinde zu erhalten, ließ ihn fragen, was ihn dazu bewegen könne. Der fromme Seelsorger antwortete, daß man im Alten Bunde den Fluch eines Ortes, wo ein Mord begangen war, durch Opfergaben zu sühnen suchte, und daß er seine Gaben der dürftigen Witwe gebe, statt eines Opfers für seine Pfarrei, in welcher der Mord begangen sei.

Eines Tages fuhren einige Herren mit Gespann aus Schirmeck nach Waldbach. „Sie wollen gewiß unsern guten Pfarrer Oberlin besuchen?“ fragte der Fuhrmann. „Ja,“ antworteten sie, — „aber wie kennt Ihr ihn?“ — „Ich ihn kennen? Den hab' ich gar manchmal predigen hören.“ — „Aber Ihr seid ja katholisch?“ — „Ja, das sind wir Bewohner von Schirmeck; aber das hindert uns nicht, zuweilen den guten Pfarrer von Waldbach predigen zu hören. Als Soldat war ich nicht besser als die andern; wenn ich aber den Pfarrer Oberlin predigen höre, so muß ich bekennen, daß ich auch jetzt noch nicht sonderlich gut bin.“

Einem katholischen Edelmann bemerkte er infolge eines Religionsgespräches: „Sind Sie ein Christ, mein teurer Freund, glauben Sie an das gänzliche Verderben der menschlichen Natur, an die Notwendigkeit der Reue und Wiederkehr zu Gott und daran, daß wir nur durch seine Kraft und seinen Beistand, den wir uns im Gebet erflehen, besser werden können, dann sind wir von einer und derselben Religion. Lasset uns alle nur den Fußstapfen unseres Herrn unverrückt folgen.“

Oberlin war auch Geisterseher, und diese Erscheinung darf um so weniger übergangen werden, da viele entstellte Gerüchte davon im Umlauf sind. Der edle Dr. theol. Barth in Calw hat im November 1824 den damals 84jährigen Oberlin in seinem Pfarrhause in Waldbach besucht und über diese seine seelische Besonderheit merkwürdige Gespräche mit ihm gehabt. Dr. Barth berichtet also als Augen- und Ohrenzeuge, wenn er folgendes davon niedergeschrieben hat: „Ich hatte“, sagte Oberlin, „bis auf den heutigen Tag in meiner Gemeinde mehrere Familien, welche das Vermögen, Geister zu sehen und mit ihnen im Umgang zu stehen, gleichsam erblich besitzen. Als ich hieher kam, wurde mir eine Nachricht um die andere von Erscheinungen und dergleichen hinterbracht. Ich ärgerte mich darüber, weil ich nicht daran glaubte, und predigte dagegen. Allein die Leute lachten mich aus. ‚Wir müssen doch besser wissen, was wir gesehen und gehöret haben, als er!‘ war ihr Urteil. Ich wurde nachdenkend, und konnte endlich nicht umhin, die Berichte redlicher und bewährter Leute, die mir so häufig zukamen, zu glauben. Was geschah! Meine Frau hatte, wie ich später von ihr in der unsichtbaren Welt erfuhr, eine Erscheinung von ihrer verewigten Schwester, der Gattin meines Bruders, des Prof. Oberlin in Straßburg. Diese sagte ihr, daß sie bald sterben werde und welche Vorbereitungen sie treffen solle. Meine Frau glaubte und folgte. Sie machte ihren Kindern doppelte Kleider, richtete die Speisen für die Leichenmahlzeit zu, nahm abends, ohne von ihrer Erwartung etwas zu entdecken, gerührten Abschied von mir und meinen Kindern, und starb den andern Morgen. Gleich in der folgenden Nacht erschien sie mir im Traum, und von da an sah ich sie neun Jahre lang fast alle Tage, träumend und wachend, teils hier bei mir, teils drüben in ihrem Aufenthaltsort in

der unsichtbaren Welt, wo ich merkwürdige Dinge, auch politische Veränderungen, lange ehe sie vorgingen, von ihr erfuhr. Sie erschien aber nicht nur mir, sondern auch meinen Hausgenossen und vielen Personen im Steinthal, warnte sie oft vor Unglück, sagte voraus, was kommen werde, und gab Aufschluß über die Dinge jenseits. Nach neun Jahren geschah es, daß ein Bauer von meinem Filial Belmont, Joseph M., ein Mann, der samt seiner ganzen Familie oft Erscheinungen hatte, in der unsichtbaren Welt war. Dem sagte mein verstorbener Sohn, seine Mutter sei jetzt in einen höheren Zustand versetzt worden und könne fortan nicht mehr auf der Erde erscheinen. Auch wurde M. zu seinem Onkel Odil geführt, der in einem Walde als Holzhauer arbeitete, weil er so viele Schulden hinterlassen hatte, aber ganz heiter dem M. erzählte, ich hätte eine Subskriptionsliste im Orte herumgehen lassen, um seine Schulden zu bezahlen, und er hätte die meisten Stimmen. Den letzteren Umstand wußte ich noch nicht, als mir Joseph M. von seinem Gesicht erzählte, und erfuhr erst am Abend, da der Zettel zurückkam, daß es wirklich so war. Von da an aber sah ich meine Frau nicht wieder."

Es mußte einem seltsam zu Mute sein, wenn man sah und hörte, wie dieser Mann, welchem man nie die mindeste Abwesenheit anmerkte, welcher auf die geringsten Erscheinungen dieser Körperwelt so aufmerksam und so unablässig bemüht war, ihren Unebenheiten abzuhelfen, der überdies alles, was er trieb, mit ganzem Ernste trieb, doch zu gleicher Zeit von der unsichtbaren Welt auf eine Weise redete, wie wenn er dort ebenso bekannt und zu Hause wäre als in dieser. Die eine war ihm gewiß wie die andere, und er redete von einem Orte jenseits gerade wie von Straßburg oder Colmar. Er versicherte, alles Irdische habe sein Gegenbild

in der andern Welt und sagte z. B. von der Burg, welche früher hier stand und dem Thal den Namen gab (ban de la Roche), aber nun in Trümmern liegt, in der unsichtbaren Welt stehe sie noch ganz, und er habe sie oft dort gesehen. Bei einem jungen, einseitig gebildeten, wenig beschäftigten oder phantasiereichen Manne wüßte man sich in einem solchen Falle schon zu helfen und dürfte um eine Auslegung seiner Träumereien nicht verlegen sein; aber dieser durch und durch klare, nüchterne, scharfsinnige, klassisch gebildete und unbegreiflich arbeitsame Mann redete von der Geisterwelt auf eine so ruhige einfache Weise, daß auch die Ungläubigsten in Verlegenheit kommen mußten und nicht zu widersprechen wagten. Und wenn sie es gethan hätten, so würde Oberlin mit der größten Ruhe und mit lachendem Munde gesagt haben: „So wenig Sie wegleugnen können, daß dieser Tisch hier steht, so wenig können Sie mir die Wirklichkeit der Dinge bestreiten, die ich im vollsten Bewußtsein mit meinen Augen gesehen habe. Ich glaube Ihnen, als einem ehrlichen Manne, auf Ihr Wort, daß Ihnen noch nichts derart vorgekommen ist; aber glauben Sie mir auch, was ich als ein ehrlicher Mann bezeuge.“ — Übrigens denke man nicht, als ob Oberlin irgend eine seiner Erfahrungen in diesem Gebiet über das Wort Gottes hinaufgestellt habe; die Bibel ging ihm über alles, und wenn er mit derselben seine besonderen persönlichen Ansichten in Übereinstimmung zu bringen wußte, so hat wenigstens der Erfolg gezeigt, daß seine Wirksamkeit im Predigt- und Seelsorgeramt dadurch nicht beeinträchtigt wurde.

Noch zwei Anekdoten aus der reichen Menge dessen, was mir Oberlin erzählte, werden hier an ihrem Platze sein. Einmal war er tödlich krank, so daß sein Sohn für ihn predigen mußte und in der Kirche den Zuhörern sagte, wenn nicht

Gott ein Wunder thue, so treffe er seinen Vater nach dem Gottesdienste nicht mehr lebend an. An demselben Morgen früh, ehe Oberlins Krankheit bekannt war, hatte die Frau des oben erwähnten Joseph M. in Belmont eine Erscheinung: sie sah nämlich den Papa (so wurde Oberlin von seinen Pfarrkindern allgemein genannt), dessen ganzer Leib vom Hals an bis auf die Füße mit lauter zum Beten gefalteten Händen bedeckt war. Dies Gesicht ging nun in Erfüllung. Die ganze Gemeinde vereinigte sich zum Gebet für ihn, und er genas zusehends, so daß er am Abend wieder gesund war. Ein andermal war er, wie er sich ausdrückte, wirklich gestorben. Seine Kinder und Luise waren damals alle krank. Eine alte Magd, welche schon an vielen Sterbebetten gewesen war, befand sich allein bei ihm zu seiner Pflege, und als sie sich einmal nach ihm umsah, war er tot, nach allen Kennzeichen tot. Sie untersuchte den Puls: keine Bewegung, kein Atem mehr! „Was“, sagte sie, „die Kinder krank, die Louise krank und der Papa soll tot sein? Das kannst du nicht thun wollen, lieber Herr im Himmel!“ Sie betete mächtig. Oberlin erwachte, und es war ihm leid, wieder zur Erde zu kommen; denn seine Seele war in herrlichen Gegenden gewesen.

Doch kehren wir zurück zu einfacheren Begebenheiten. Wiewohl der Diebstahl im Steinthal selten war, so geschahen doch häufig Waldfrevel, die man aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten schien. Oberlin bot alles auf, diesen Frevel zu unterdrücken, und es gelang ihm mithin so, daß sich verschiedene Bauern bei ihm einstellten und ihm die Summe Geldes, die etwa dem Werte des von ihnen gestohlenen Holzes gleichkam, mit der Bitte behändigten, dieselbe dem Herrn Champy, Besitzer der Waldungen, als Entschädigung des ihm zugefügten Schadens zuzusenden. Im März 1819

sandte demgemäß Oberlin allein eine Summe von 56 Fr. 50 Cent. ein, hatte aber die Freude, daß Herr Champy sie mit der Bitte zurücksandte, dieselbe unter würdige Arme zu verteilen, und Oberlin bemerkt dabei: „Ich habe sie unter Personen ausgeteilt, die für ihre Wohlthäter zu beten verstehen.“

Im Jahre 1742 hatte Johann Georg Neuwillers in Bellefosse vom damaligen Pastor Reinbold 5 Louisdor geliehen, dieselben aber nicht zurückgezahlt. Am 15. Mai 1814 übergab der Enkel des Schuldners, Johann Jakob Neuwillers, an Oberlin 558 Franken, indem er erklärte, dies sei das geliehene und nicht zurückbezahlte Kapital nebst den (438 Franken betragenden) Zinsen für den Zeitraum von 53 Jahren, seit welchen er den Nießbrauch gehabt, und bat zugleich, die Gesamtsumme im Namen des verstorbenen Herrn Pfarrers zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. —

Ein großes Verdienst erwarb sich Oberlin durch die Schlichtung eines Prozesses, der fast ein ganzes Jahrhundert zwischen den Bewohnern des Steinthals einerseits und ihrem Grundherrn andererseits geführt war und die Ansprüche auf das Eigentums- und beziehungsweise Benutzungsrecht eines Teiles der dortigen Waldungen betraf und längst eine wahre Geißel und Landplage für die ganze Gegend war. Weiß doch jedermann, daß das Recht keine wohlfeile Sache ist, wenn man es bei den Gerichten kaufen muß. Fast alle Jahr mußten neue Umlagen gemacht werden, um die Kosten zu decken, ohne daß die Sache nur irgendwie vom Flecke kam, so daß es nicht anders war, als wenn man Wasser durch ein Sieb schüttet. Die Advokaten spannen den Faden sehr lang, selbst die französische Revolution beendigte diesen Streit nicht. Zwar machte sie nach ihrer Gewohnheit, zu brechen was sich nicht biegen läßt, auch hier kurzen Prozeß,

indem sie die streitigen Waldungen — für „Nationalgut" erklärte und sie darnach als solches an Herrn Champy, den Direktor der Eisenwerke zu Framont, verkaufte. Kaum hatte indes die Revolution die Krallen wieder eingezogen, als der alte Streit zwischen Herrn Champy und den Steinthalern aufs neue ausbrach. Oberlin that alles Mögliche, um einen Vergleich zu stande zu bringen, selbst wenn er mit Opfern verbunden sein müsse, da ein magerer Vergleich immer noch besser sei, als der fetteste Prozeß. Er schlug dazu namentlich vor, bestimmte Vergleichsartikel einem aus Nichtadvokaten bestehenden Schiedsgerichte zur endgültigen Entscheidung vorzulegen. Desgleichen schlug er über seiner Hausthür die Worte an: „O Gott, erbarme dich des Steinthals und mache dem Prozesse ein Ende." Durch die Vermittlung des edlen Herrn Präfekten Lezay-Marnesia gelang es endlich, den von Herrn Champy mit großer Geschicklichkeit geführten Prozeß zu beendigen und für die Steinthaler einen wenn auch nicht vorteilhaften Vergleich am 17. Juni 1813 abzuschließen. Oberlin zählte diesen Tag zu den glücklichsten seines Lebens. Um das Andenken daran zu erhalten, überreichte ihm der Präfekt die Feder, womit der Vergleich unterzeichnet war, damit er sie als ein Denkmal seines Sieges in seinem Studierzimmer aufhängen möge, woselbst sie dann auch ihren Platz fand.

7. Die Zeiten der französischen Revolution im Steinthal.

Wenn auch das abgelegene Steinthal während der Sturmflut dieser Schreckenszeit von manchen Greueln verschont blieb, wenn auch die Befehle der Schreckensmänner vieles von ihrer Strenge dadurch verloren, daß ihre Voll-

streckung den Ortsbehörden überlassen werden mußte, so drang doch der Befehl der französischen Revolutionsregierung in Paris, wornach alle gottesdienstlichen Versammlungen geschlossen werden sollten, auch dorthin. Die Gemeinde mußte daher, wie ihr befohlen war, statt der früheren gottesdienstlichen Zusammenkünfte, Volksversammlungen einführen und für dieselben einen Bruder Präsidenten wählen, der dann wieder einen Bruder Redner zu ernennen hatte, welchem es oblag, in den Versammlungen die Gemeindeberatungen zu leiten.

Also wollte es der Befehl der Regierung, der im Steinthal, wo das Christentum nicht bloße Form, sondern Herzenssache der meisten war, natürlich nur den größten Widerwillen und Abscheu hervorrufen konnte. Gleichwohl fanden sich auch hier einzelne, denen diese Sache das Gehirn benebelte und die daher auch gar gern das nachgemacht hätten, was ihnen vorgemacht war. Es galt darum zu wachen und zu beten und Hilfe bei Gott zu suchen.

Oberlin begrüßte die Revolution zuerst mit Begeisterung, als er aber deren Verirrungen und die Ausbrüche des gottlosen Geistes sah, blutete sein Herz, sah er doch, wie viele Geistliche den Freimut ihrer Rede im Kerker, ja mit dem Tode büßten. Auch Oberlins Bruder Jeremias ward auf Befehl des Revolutionskomites nebst andern Unglücksgefährten, gleich einem gemeinen Verbrecher an den Händen gefesselt, nach Metz ins Gefängnis abgeführt, und der Sohn des alten Grundherrn des Steinthals, Friedrich von Dietrich, Maire zu Straßburg, endete auf dem Schafott zu Paris.

Er selbst mußte im Jahre 1789 vor dem Schreckensgerichte in Straßburg sich verantworten gegen die Beschuldigung, seine Pfarrgenossen zur Auswanderung nach Polen oder zu Übernahme von Kriegsdiensten unter Joseph II beredet zu haben. Nur seine wohlthätige Wirksamkeit im

Steinthale, welche durch den Gang der Untersuchung zur Kenntnis seiner Richter gelangte, wurde der Grund, daß man ihm die Freiheit wiedergab und sogar das Bedauern darüber aussprach, ihn auf einige Zeit in seiner lobenswerten Thätigkeit gestört zu haben.

Als Oberlin merkte, welches Gelüste der Regierungsbefehl bei einigen Brauseköpfen seiner Gemeinde erweckt hatte, berief er alsbald die Gemeinde, las das gedachte Regierungsschreiben vor und erklärte dann, da es die Obrigkeit geböte, müsse man gehorchen. Er halte daher für gut, ungesäumt zu den nötigen Vorberatungen zu schreiten. Zuerst müsse nun ein Präsident gewählt werden, und da er als der bisherige Pfarrer des Orts für heute wohl noch einmal sich das Recht nehmen dürfe, seine Meinung zuerst zu sagen, so gebe er seine Stimme dem bisherigen Schulmeister des Orts und schlage diesen zum Präsidenten vor, und so wurde derselbe von den Bauern einstimmig zum Bruder Präsidenten ernannt. Dann kam die Reihe an den Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung jemand zum Bruder Redner vorzuschlagen. Wer paßte besser dazu als der bisherige Pfarrer Oberlin? Auch diese Wahl wurde mit lauter Beifallsbezeugung von der Versammlung angenommen.

„Jetzt ist die Frage," sagte Oberlin, „welches Haus und welchen Tag wir zu unsern Versammlungen (Clubs) wählen wollen. Das Haus des Bruders Präsidenten hat nur eine Stube: die Schulstube. Da geht aber kaum die Hälfte von uns hinein, besonders da auch die Frauen gern werden zuhören wollen. Im bisherigen Pfarrhause ist der Raum auch gering, und so wüßte ich eben doch im ganzen Steinthal kein schicklicheres Haus zu unsern Clubs als die bisherige Kirche." Die Bauern gaben hiezu allgemein ihre

Zustimmung. „Was den Tag der Versammlung betrifft," fuhr Oberlin weiter fort, „so ist der Montag ungeschickt, weil da viele nach Straßburg zu Markte fahren, ebenso Mittwoch und Freitag. Ich dächte also, der schicklichste und bequemste Tag wäre der bisherige Sonntag, und zwar vorzüglich die Vormittagszeit von neun Uhr an." Die Bauern gaben ihren Beifall. — Als sie am Sonntag in die Kirche kamen und mit ihrer Bewilligung der Bruder Redner die Kanzel zum Rednerstuhle gewählt hatte, las derselbe abermals den Befehl der Regierung vor. „Dieselbe," sagte er, „will also, wir sollen gegen die Tyrannen reden. Und die Tyrannen muß jeder gute Republikaner hassen und unaufhörlich und ohne Waffenstillstand bekämpfen. Aber wer sind die Tyrannen? Tyrannen sind vor alters die und die gewesen, und die haben das und dieses gethan. Hier in unserem stillen Steinthal haben wir nun aber keine dergleichen Tyrannen, und wäre es daher vergeblich, wider sie zu reden. Ich wüßte euch aber dennoch Tyrannen zu nennen, die nicht bloß im Steinthal und in euren Häusern, sondern sogar in euren Herzen wohnen. Das sind die Laster der Leidenschaften, die bösen Begierden, welche wider die Seele streiten und mit denen niemals ein Frieden zu schließen ist. Und gegen diese Tyrannen will ich also hier reden, sowie ich euch denn auch das beste Mittel nennen will, diese Tyrannen abzuschaffen, welches kein anderes, ewig kein anderes ist, als das dargebotene Heil in Christo."

Als der Bruder Redner eine Zeit lang in dieser Weise fortgesprochen hatte, sagte er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen auch eins zu singen, und zwar, da wir keine andern Lieder kennen, aus unserem bisherigen Gesangbuche den und den euch allen wohlbekannten Psalm?"

Auf diese Weise beteten und sangen die Steinthaler denn friedlich und in Gott vergnügt mit ihrem Bruder Redner fort, und der Club im Steinthal dürfte der einzige in ganz Frankreich gewesen sein, in welchem der Name des Herrn Jesu Christi dermalen gepredigt und die Gemeinde mit dem Brote des Lebens gespeist wurde. Viele aus der Umgegend, denen diese Art der Versammlung und das, was da geredet wurde, besser gefiel, als was die Clubs an ihrem Orte boten, sammelten sich um Oberlin und seine Steinthaler und fanden da Trost und Erquickung in jener Zeit großer, innerer und äußerer Not. So blieb, während der Gifthauch der Revolution sonst überall Entsetzen, Tod und Verderben brachte, das einsame Steinthal eine Stätte des Friedens und ein Zufluchtsort, wohin zahlreiche Personen von ausgezeichnetem Range aus dem Elsaß, ja selbst Häupter der Revolution, vor den Metzeleien und Hinrichtungen flüchteten. Im Pfarrhause zu Waldbach fanden sie, so viele der Raum nur immer faßte, stets gastfreie und liebevolle Aufnahme. Eines Tages meldete sich bei Oberlin ein Gensdarm zu einer Hausdurchsuchung. Oberlin führte ihn auf das artigste von einem Zimmer ins andere. Als er bei seinem Schlafzimmer anlangte, fragte er ihn lächelnd: „Bruder Gensdarm, willst du auch hier eintreten?“ Der Gensdarm verzichtete darauf, und — ein geächteter Flüchtling, auf dessen Kopf ein bedeutender Preis gesetzt war, wurde dadurch gerettet. Ein anderesmal nahm einer der Schreckensmänner zu Oberlin seine Zuflucht, und der Anblick des ehrwürdigen Oberlin schien den Tiger in ein Lamm verwandelt zu haben.

Allein auch Oberlin sollte die eiserne Hand der Schreckensregierung fühlen. Am 28. Juli 1794 wurde er mit seinem Amtsbruder Böckel, damaligem Pfarrer zu Rothau, als sie

nach der Taufe eines Kindes zu Tische saßen, festgenommen, um nach Schlettstadt und von dort mit andern Geistlichen nach Besançon vor Gericht gestellt zu werden. Unerschrocken folgte Oberlin, der keine andere Furcht als nur die Furcht Gottes kannte, den Männern der Ungerechtigkeit, während der Maire und viele Gemeindeglieder ihn als eine Ehrengarde begleiteten. Doch nun folgte der Sturz des blutigen Tyrannen Robespierre, und Oberlin kehrte unter dem Frohlocken seiner Gemeinde zurück.

In den genannten Jahren erließ Oberlin an das junge, aufgärende Volk seiner Gemeinde folgendes Sendschreiben:

„Die aufblühende Jugend ist hoch geachtet und teuer in den Augen Gottes und guter Menschen, wenn sie wahrhaft so ist, wie sie sein soll: edelgesinnt, mutig, fleißig, bescheiden, fromm, gelehrig, bereit zum wahren Besten der Ihrigen alles zu thun und zu opfern, voll Achtung gegen ihre Vorgesetzten, gehorsam der Ermahnung.

„Ich wünsche von Herzen, daß alle Mitglieder der französischen Republik von wahrhaft republikanischer Gesinnung sein möchten. Ja möchten sie vorerst erkennen, wie das Wohl des einzelnen nur begründet werden könne durch das Wohl aller und des Ganzen und daß deshalb jeder einzelne zunächst nur das allgemeine Wohl bedenken und beachten müsse. Gott siehet hiebei unsern Willen an.

„Wir sind rechte Republikaner, wenn wir nur und lediglich leben, wirken, ringen und streben für das Wohl, das aller ist; wenn wir durch Beispiel und Lehre unsere Kinder dahin bringen, daß sie Wohlwollen üben gegen jedermann, daß sie das Heil aller Menschenseelen suchen, begierig lernen alles das, wodurch sie einst den Brüdern nützen können, vor allem aber in Kraft und That das Gebot: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

„Endlich sind wir Republikaner, wenn wir unsere Kinder aus allen Kräften vor jenem selbstsüchtigen Geiste zu bewahren suchen, der in unsern Tagen mehr als jemals eine Nation beherrscht, welche unaufhörlich das Wort „Bruderliebe" in ihrem geschwätzigen Munde führt, während jeder einzelne immer nur für sich selber sorgt, an das allgemeine Wohl aber nur dann denkt, wenn er muß. Ferne sei von uns dieser Geist des Abgrunds, welcher zugleich antirepublikanisch und antichristlich ist.

„O möchtet ihr doch, meine jungen Freunde, von nun an wahrhafte Wohlthäter eures Vaterlandes werden dadurch, daß ihr dem allgemeinen Heil alle eure Kräfte und Fähigkeiten, eure Zeit und Kenntnisse widmet. Dann werdet ihr teuer geachtet sein in den Augen aller guten Menschen; Gott wird euch schützen, euch lieben, eurem Thun guten Fortgang schenken. Und dereinst wird er euch eure Treue vergelten, euch Ehre, Ruhm, Macht und Seligkeit schenken, wenn er vor allen Scharen der versammelten Geister zu euch sagen wird: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. — Mein Gott, segne die Republik und alle wahrhaften Republikaner! Amen."

Ein schöner Zug der Steinthaler darf hier nicht unerwähnt bleiben. Wir erinnern uns, daß während der Schreckensregierung der Revolution alle Geistlichen ihrer Ämter und Pfarrbesoldungen beraubt wurden. Alle Familienväter der Pfarrei Waldbach vereinigten sich jedoch dahin, daß für ihren ehemaligen Pfarrer Oberlin nach wie vor durch freiwillige Haussammlungen die Mittel zu seinem und seiner Familie Unterhalt aufgebracht werden sollten. Während der ersten Jahre liefen dieselben auch regelmäßig ein, schmolzen

aber infolge der drückenden Zeitverhältnisse und der allgemeinen Not, welche als die Frucht der Revolution über ganz Frankreich hereinbrach, in den folgenden Jahren sehr zusammen. In Anbetracht der verringerten Mittel seiner Pfarrkinder erklärte er ihnen daher nach seiner Wiedereinsetzung ins Amt, er werde und wolle zwar, so lange Gott ihm dazu Kräfte schenke, ihnen dienen nach bestem Wissen und Vermögen, doch ohne fortan die gewöhnlichen Beiträge zu seiner Pfarrbesoldung einsammeln zu lassen. Jeder wisse ja den Weg zum Pfarrhause und könne seinen Beitrag, gleichviel ob an Geld oder an Lebensmitteln, je nach Vermögen und zu der ihm gelegenen Zeit selbst hinbringen. Was sie also in Betreff der Abgaben an den Staat aus Zwang thun müßten, sollten sie in Ansehung der Abgaben an die Pfarre aus gutem Willen thun. Niemand brauche auch etwa sein Mißfallen zu fürchten, selbst wenn er gar nichts brächte, da er wohl zu beurteilen wisse, daß dies nur infolge ihres Unvermögens geschehe, und es ihm überdies jederzeit größere Freude mache zu geben, als zu nehmen. Desgleichen verzichtete er auch fortan auf die amtlichen Gebühren, und pflegte in Bezug darauf wohl zu sagen: „Bei uns kommt man zur Welt, heiratet und stirbt unentgeltlich wenigstens in Ansehung des Pfarrers.“ Doch es mag abermals zum Zeugnis dienen für den Sinn, der bei den Steinthalern einheimisch geworden war, daß jene Beiträge von den bei weitem meisten mit gewissenhafter Pünktlichkeit erfolgten. Jeder Geber erhielt dann regelmäßig eines der obgedachten gedruckten fliegenden Blätter, deren Rückseite Oberlin dann meistens noch zu einigen freundlichen Worten benutzte.

Durch die Häupter der französischen Republik waren Staatsschuldscheine oder Wechselbriefe, Assignaten genannt, in großer Menge ausgegeben, die von jedermann zum Nennwerte statt

des baren Geldes angenommen werden mußten. Da aber die unredliche Regierung stets neue Assignaten in Umlauf setzte und später sich weigerte, dieselben für voll anzunehmen oder einzulösen, sanken sie bald dermaßen im Preise, daß sie fast allen Wert verloren und infolge davon viele arme Landleute, dürftige Witwen und Waisen, die sie auf Treu und Glauben angenommen hatten, auf das schändlichste betrogen wurden. Oberlin fürchtete mit Recht, daß durch diesen offenbaren, schamlosen Betrug der Vorsteher des Volkes über ganz Frankreich ein Fluch gebracht werden möchte. Er hielt es demnach für Pflicht, nach Kräften diesen Fluch vom Vaterlande abzuwenden. Überzeugt, „daß alle wahren Christen Patrioten sein müßten, als solche aber nicht auf ihr besonderes Interesse, sondern auf das öffentliche Wohl zu sehen hätten, gleichwie unser Herr und Heiland, der Anfänger und Vollender unseres Heils, sich für alle dahingegeben und geopfert habe, damit alle seinem Beispiele gemäß in allen Lebenslagen sich hingeben und opfern sollen, wo die Vorsehung sie zum Wohle der andern hinstellt," machte er in einem öffentlichen Schreiben an die französische Nation folgenden Vorschlag: Jeder solle, so oft er in diesem Papiergeld bezahle, also eine Assignate absetze, jede Fünflivres-Assignate um zwei Sous wohlfeiler hergeben, als er sie erhalten habe, und dies jedesmal auf der Rückseite der Assignate bemerken. Sei dann eine solche Assignate fünfzigmal abgesetzt oder in andere Hände übergegangen, so sei damit ihr Wert zuletzt erloschen und könne dann verbrannt werden. Dieser Vorschlag, ungeachtet er ihn wiederholt aussprach, fand keinen Anklang bei den „Patrioten und Volksfreunden", die mit schön klingenden Redensarten freigebig um sich warfen, aber die klingende Münze wohlbedächtig anhielten. Nur im armen Steinthale fanden sich

wahrhafte Patrioten, die auf den Vorschlag eingingen und bereit waren, den kleinen Verlust als eine Opfergabe für das Vaterland darzubringen. Oberlin selbst löste eine große Anzahl solcher entwerteten Assignaten ein, indem er 25 Jahre lang alljährlich eine Verlosung oder Versteigerung von allerlei Ackergerätschaften, Handwerkszeugen, Büchern und andern großenteils selbst verfertigten Gegenständen veranstaltete, wobei er die in den Händen seiner Pfarrkinder befindlichen Assignaten zu ihrem vollen Nennwerte annahm. Statt der solchergestalt eingelösten wertlosen Wechselbriefe gab er dann gewöhnlich einen jener mit wertvollen Bibelsprüchen bedruckten Denkzettel zurück, oder er schrieb auch wohl auf die Kehrseite der eingelösten Assignaten einige freundliche Worte für den, von welchem er sie empfangen hatte. Auf einer am 9. Mai 1798 in Waldbach ausgewechselten Assignate liest man z. B. von Oberlins Hand: „So ist denn, Gott sei Dank, meine Nation auch dieser Schuld von 125 Franken auf eine honnette Weise entledigt.“

8. Woher nahm Oberlin das Geld zu seinen Liebeswerken?

Weder Oberlin noch seine Frau waren vermögend, auch erreichte sein Jahresgehalt selten die Summe von 900 Mark, und doch flossen reiche Gaben aus dem ärmlichen Pfarrhause überall hin, wo Not war. Woher dieser Überfluß bei allem Mangel? Also mögen die fragen, die den reichen Segen des Gebetes nicht kennen. Oberlin war ein Beter wie wenige; er schöpfte nach Bedürfnis aus der reichen Fülle der göttlichen Gnade. Das der erste Grund, warum die Geldquelle nie versiegte; dann faltete er nicht bloß die Hände, er regte sie auch tüchtig zur Arbeit. Daher sein

Wahlspruch: „Bete als hülfe keine Arbeit und arbeite als hülfe kein Beten.“

Zu Beten und Arbeiten gesellten sich eine weise Sparsamkeit. Wie freigebig Pfarrer Oberlin gegen andre, gegen sich selbst war er karg.

Um andern desto kräftiger beistehen und nützliche Unternehmungen unterstützen zu können, beschränkte er die täglichen Lebensbedürfnisse auf ein sehr geringes Maß, die größte Selbstverleugnung ward ihm hiebei nie zu schwer. Um etwas für seine milde Hand zu haben, sparte er sich's am Munde ab. Auf den Genuß des Zuckers und Kaffees verzichtete er jahrelang, wiewohl er ihn gern trank, es war, wie es in einer seiner Notizen heißt, sein Grundsatz: „Ich will von dem, was ich am liebsten mag, am wenigsten essen.“ Es hatte dies übrigens, wie alles, was er that, einen religiösen Grund. Nachdem er von der jammervollen Lage gelesen, worin sich die Negersklaven befinden, die man zum Anbau des Zuckers und Kaffees verwendete, stand sein Entschluß fest, auf diesen Genuß zu verzichten, schien ihm doch an jedem Zuckerkörnchen ein Blutstropfen von jenen Unglücklichen zu hängen, die nach Rache zu Gott rufen über das Elend, in das Menschen sie stürzen, die Christen heißen und sein wollen.

Er nahm wegen Zahnschmerzen gern eine Prise Tabak; wenn er aber merkte, daß diese Neigung zu stark werden wollte, so pflegte er zu sagen: „Ah meine Dose, du willst über mich herrschen? Ich will dir zeigen, wer von uns beiden gehorchen muß. Marsch ins Prison!“ Er schloß dann seine liebe Dose eine Zeit lang in einen Schrank, der unten in der Eßstube stand, so daß er jedesmal, wenn er eine Prise nehmen wollte, eine Treppe hoch von seinem Studierzimmer hinabsteigen mußte, das hatte dann gute Wege.

Bei aller Sparsamkeit und Arbeitsamkeit mußte er nichts-

destoweniger oft mit Bedauern wahrnehmen, daß seine Mittel zur Erreichung der wohlthätigen Zwecke, die er verfolgte, bei weitem nicht genügen wollten. Bald nach seinem Einzuge ins Steinthal öffnete er sein Haus einigen Kostgängern und kündigte im Jahre 1794 in öffentlichen Blättern seine Absicht an, 10—12 Zöglinge zur Erziehung aufzunehmen. Sofort wurden ihm auch mehrere Kinder aus den höheren und bemittelten Ständen anvertraut, was sein Einkommen ziemlich mehrte. Die Vortrefflichkeit seiner Erziehung, die eine Pflanzschule des wahren Christentums war, wurde bald so allgemein anerkannt, daß der Name eines Schülers des Pfarrers in Waldbach als beste Empfehlung galt. Rührend war die ehrfurchtsvolle Liebe und das kindliche Vertrauen, womit seine Zöglinge ihm zugethan waren. Er war aber auch weit entfernt, von den jungen Leuten eine finstere Frömmigkeit zu fordern, er gönnte ihnen vielmehr alle unschuldigen Vergnügungen und pflegte wohl zu sagen: Niemand hat so viel Recht, fröhlich zu sein, als die Kinder Gottes, und Paulus ruft uns zu: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: freuet euch.

Wir treten hiemit einem Zuge aus dem Leben Oberlins näher, der uns recht die Treue bezeugen kann, mit welcher er das erfüllte, was er als den Willen Gottes erkannte. Kurze Zeit nach dem Tode seiner Frau klagt ihm eines Tages Luise Scheppler, daß ein Teil des Leinenzeuges von den Mäusen und Ratten ganz zernagt sei. „Sei nur nicht so betrübt“, tröstet sie Oberlin lächelnd; „schneide das Zernagte heraus, so wirst du von zwei Stücken wohl eins machen können, und wir haben dann auch wohl noch genug davon.“ Doch gewohnt, in allen Dingen auf den Finger Gottes zu sehen, war ihm der Vorfall gleichwohl wie ein aufgehobener Zeigefinger des Herrn, aber er wußte nicht,

was er bedeute. Er sprach also zum Herrn: „Was ist das, mein Gott? Nachdem du mich eben meiner lieben Frau beraubt hast, nimmst du mir auch einen Teil meines Leinzeugs, und weißt doch, daß ich aufrichtig suche deinen Willen zu thun. So bitte ich denn, gieb mir Aufschluß, was du hiemit willst." Doch da war keine Antwort noch Rede. Oberlin schlägt seine Bibel auf und liest auf dem Blatte, das er aufgeschlagen, wie der Herr zu den Kindern Israel sagt, daß der Zehnten von allem Einkommen als ein Heiligtum des Herrn sein solle. Das geht ihm gewaltig durch den Kopf, und er denkt: konnten das die Israeliten durch das Gesetz, warum sollten wir Christen das nicht auch können durch die Liebe Christi? „O, mein Gott," denkt er, „ich habe dir den Zehnten vorenthalten, und du hast ihn (durch jenen Verlust) zurückfordern wollen. Doch du weißt, daß ich es unwissend gethan habe, darum vergieb mir. Siehe, ich gelobe dir, den Zehnten von jetzt an treulichst zu bezahlen." — Oberlin hat nicht nur Wort gehalten, sondern noch ein übriges gethan. Hat er doch von dieser Zeit an bis ans Ende seines Lebens drei Zehnteile, alles dessen, was er erntete oder empfing, kurz seines ganzen Einkommens, welches Namens und welcher Natur es sei, dem Dienste Gottes gewidmet. Ja, was noch mehr ist: er berechnete, was es, wenn er von Anfang seiner Anstellung an den Zehnten bezahlt hätte, wie es seine Pflicht gewesen, betragen, und zahlte diese Summe nachträglich in seine „Liebesbüchsen," deren er drei hatte.

In die erste Büchse legte er zunächst ein Papier, darauf die Worte 3 Mos. 27, 30; Mal. 3, 10 und Matth. 23, 23 geschrieben waren. Den Inhalt derselben verwandte er zum Bau und zur Erhaltung der Kirchen und Schulen, zur Unterstützung der Lehrerinnen, zum Einkauf von Bibeln und an-

dern heilsamen Büchern, kurz zu dem, was der Gottesverehrung und dem Wachstum des Reiches Gottes diente.

In der zweiten Büchse fanden sich die Schriftstellen 5 Mos. 14, 22—27; 16, 16; Tob. 1, 6, und der Zehnten für allerlei gemeinnützige Zwecke, wie z. B. für Besserung der Wege u. s. w. Einmal verwandte er ihre Vorräte zur Anschaffung von Feuerspritzen, die in der gebirgigen Gegend leichter fortgeschafft werden konnten.

Die dritte Büchse enthielt die Schriftworte 5 Mos. 14, 28—29; 3 Mos. 19, 9. 10, und ihre Einlagen waren bestimmt dem Dienste der Armen, den Entschädigungen bei Feuersbrünsten, dem Ankaufe von Holz, Flanell, Brot &c. für Notdürftige.

Daß Oberlins Wohlthätigkeit sich nicht auf das hier Bezeichnete beschränkte, wissen wir bereits. Sobald die Kunde von irgend einer gemeinnützigen Anstalt &c. zu ihm drang, so half er auch weit über die Grenze des Steinthals hinaus nach Kräften. Was sagte aber seine Frau dazu? Eine unter vielen Thatsachen mag uns Antwort darauf geben. Es war in jener Zeit ein großer Eifer für die Verbesserung der Jugenderziehung in Deutschland rege geworden, und namentlich hatte das zur Musterschule für ganz Deutschland bestimmte Erziehungsinstitut Basedows zu Dessau anfänglich Begeisterung hervorgerufen. Es verlangte dasselbe aber manche Opfer, welche die Hilfsquellen eines einzelnen überstiegen, und bedurfte fremder Unterstützung. Oberlin erfuhr dies durch einen Lehrer der Anstalt, der früher sein Schüler gewesen war. Natürlich wollte Oberlin helfen, aber wie? das möge er uns selbst sagen. „Ach, (schreibt er an den ehemaligen Schüler), daß wir kein Geld haben, dieses Geld, das in so manchen Händen unnütz ruht! Wir wendeten unsere Augen nach allen Seiten hin, ob wir nichts fänden, wofür wir

Geld erhalten könnten. Auf einmal kehrte meine Frau, die hinausgegangen war, ganz freudestrahlend in mein Zimmer zurück, und überreicht mir ein paar Ohrringe (die sie nicht mehr trug, seit sie Frau Pfarrerin geworden war), mit der Bitte, sie dem Institute zu übersenden, oder aber den Geldwert dafür euch zu schicken. Sie haben vor zehn bis zwölf Jahren dreißig Gulden gekostet ... Du kannst dir wohl das Vergnügen vorstellen, das mir diese Ohrringe verursacht haben. Ich umarmte und küßte voll Entzücken meine gute, liebe Frau."

Zuweilen trat aber in Oberlins Kasse gänzliche Ebbe ein, also daß er sich außer stande sah, den Zehnten in die Büchsen zu legen. In diesem Falle schrieb er die schuldige Summe auf ein Blatt Papier, das er statt des Geldes einlegte, und löste dasselbe zur geeigneten Zeit ein. Reichte dagegen ein anderesmal der Vorrat der Büchsen zur Bestreitung der nötigen Ausgaben nicht aus und er war gerade bei Kasse, so streckte er die fehlende Summe vor und machte die Büchsen zu seinen Schuldnern, die aber an ihm nie einen harten Gläubiger, wohl aber, wenn sie alles zurückbezahlen wollten, einen bereits gelöschten oder zerrissenen Schuldbrief fanden.

Auf solche Weise war Oberlin stets im stande, zu jedem öffentlichen oder mildthätigen Unternehmen eine Liebesbeisteuer zu leisten und erfuhr vielfach die Wahrheit des Spruches: „Gebet, so wird euch gegeben", oder jenes: „Almosengeben armet nicht". Auch bekannte er, daß der Herr ihn also segnete, daß sich dabei sein Wohlstand stets vermehrt habe, und er diese regelmäßigen Ausgaben eher in dem Lichte einer Wohlthat für ihn, als einer Bürde betrachten müsse. Aus diesem Grunde suchte er seine Pfarrkinder gleicher Wohlthat teilhaftig zu machen, indem er sie zur Nachahmung seines

Beispiels aufmunterte und ihnen, um sie besser dazu in den Stand zu setzen, riet, allen Überfluß und Luxus in ihren Kleidungen und Lebensgenüssen fern zu halten. Nur mit großem Mißfallen konnte er deshalb auch wahrnehmen, daß insbesondere bei der Bekleidung der Kinder mancher Flitterstaat sich geltend machen wollte. Sofort erließ er daher folgendes Rundschreiben an die Mütter seiner Pfarrei:

„Ich bemerke, daß verschiedene Mütter anfangen, die Hemden ihrer Kinder mit Krausen von Musselin oder Kammertuch zu besetzen. Thut das nicht, teure Freundinnen! Macht sie weg, schneidet sie ab und suchet nicht die Eitelkeit der Kinder, welche bereits von Natur schon allzugroß ist, noch zu vermehren. Lasset all die Ziereretien weg, die sich nicht mit unserer Stellung im Leben vereinbaren, und sorget für die Bekleidung der armen Familien dieses ausgedehnten Kirchsprengels. Liebet euren Nächsten als euch selbst. Entsaget jedem Überflusse, damit ihr eher im stande sein möget, Mangelleidenden das Notwendige zu verschaffen. Sorget für sie, seid ihre Väter und ihre Mütter, denn zu diesem Zwecke hat euch Gott mit größeren Glücksgütern gesegnet, als jene. Seid barmherzig, die Zeit möchte kommen, wo ihr selbst der Gnade Gottes bedürftig seid." — Ein andresmal ermahnte er seine Pfarrkinder: „Es ist der Herr, der gesagt hat, daß der erste Zehnten von allem Einkommen als Heiligtum dem Ewigen gehören solle. Alle nun, welche sich nachläßig hierin zeigen, beweisen sichtbar, daß sie in dieser Beziehung weder Achtung noch Scheu vor Gottes Befehlen haben." Solche Sendschreiben ehren ebenso den Verfasser als deren Empfänger.

Oberlin sah klar, daß er seinen Kindern keine irdischen Schätze hinterlassen könne, er sagt hierüber: „Da Andeutungen meines nahen Todes häufig wiederkehren, so habe

ich, soweit ich es im stande war, alle meine Angelegenheiten geordnet. Für meine Kinder fürchte ich nichts . . . In Hinsicht derselben bin ich sorglos, denn ich empfing so vielfache Beweise der Gnade Gottes gegen mich und hege ein so festes Vertrauen auf seine Güte, Weisheit und Liebe, daß es mir unmöglich ist, ihretwegen nur im geringsten in Besorgnis zu sein. Abgesehen davon weiß ich, daß Gott unsere Gebete erhört, und seit der Geburt unserer Kinder haben wir, ihre Mutter und ich, nie aufgehört, ihn anzuflehen, getreue Nachfolger Jesu Christi und Arbeiter in seinem Weinberge aus ihnen zu machen."

Auch pflegte er zu sagen: „Sind sie rechtschaffene Christen und fromme, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, so werden sie ihr Brot haben; sind sie das nicht, so sind sie auch das Brot nicht wert und mögen hungern." Statt irdischen Gutes hinterließ er seinen Kindern das Gedächtnis eines Gerechten und den Segen treuer Eltern, und der hat ihnen Häuser gebaut.

9. Oberlins häusliche Freuden und Leiden.

Baron Dietrich, der im Jahre 1771 von der Grafschaft Stein Besitz nahm, erhöhte die Besoldung der beiden Geistlichen im Steinthal um 200 Livres, und erbaute (1787) das gegenwärtige einfache, aber freundliche und geräumige, inmitten zweier kleiner Gärten gelegene Pfarrhaus. Oberlin weihte dasselbe zu einem Heiligtum, das über seinem Eingang die Worte verdient hätte: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels." Er weihte es zunächst durch Gebet; war er doch ein Beter nach dem Herzen Gottes, dessen Herz, auch wenn der Mund nicht betend sich regte, ohne Unterlaß

mit Gott verkehrte. Sodann weihte er es zu einer Hütte Gottes auf Erden, über den Thüren und an den Wänden 2c. fand man fast überall auserwählte Bibelsprüche oder Denk- und Liederverse angeschrieben. Über der Thüre des Speisezimmers z. B. las man: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ Innen über der Hausthür stand geschrieben: „Nur Eins ist not!“ und darüber sah man einen Christuskopf, sowie das Bild des Evangelisten Johannes. Auf der Hausflur befanden sich die Worte 5 Mos. 11, 1 und 18—20. An der Thür seiner Studierstube fand man:

„Der Engel des Herrn lagert sich um die, die ihn fürchten.“

Nichts fehlet denen, die ihn fürchten; er achtet auf ihr Rufen.	Karte vom Steinthal.	Schmecket und sehet, daß der Ewige gut ist. O wie gut.

Glücklich ist der Mensch, der ihm vertraut.

Überall begegnete dem Blicke etwas Erbauliches oder Lehrreiches. Am reichlichsten war sein Arbeitszimmer ausgestattet. An den Wänden erblickte man Gemälde, die teils von seinen Freunden geschenkt, teils von ihm selbst zur Belehrung seiner Pfarrkinder verfertigt waren, Karten von den vier Weltteilen und von Palästina, gleichfalls eigene Arbeit, allerlei naturgeschichtliche Gegenstände, Sammlungen von Insekten und dergleichen mehr. Mitten unter den Gemälden hingen unter Glas und Rahmen mehrere Sammlungen von Edelsteinen aus gefärbtem Glase, namentlich

eine Zusammenstellung der zwölf Edelsteine des neuen Jerusalems nach Offenb. Joh. 21, 18—20. Auf einer Kommode stand ein Schädel, nach den Grundsätzen des Gallschen Systems bezeichnet, und nicht weit davon standen zwei Bücherschränke, welche eine französische und eine deutsche Lesebibliothek für die Glieder seiner Gemeinden enthielten.

In seinem häuslichen Stillleben offenbarte sich am herrlichsten die Fülle und die Reinheit seiner Gottesfurcht, die nicht bloß die großen Bewegungen seines öffentlichen Lebens, sondern auch seine kleinsten Handlungen leitete, wehte doch der Friede Gottes aus Oberlins Familienkreise, der höher ist als alle Vernunft. Treffend schrieb ihm einst Herr Lezay-Marnesia, der von 1810—1814 Präfekt des Niederrheins war: „Wenn ich das lebendige Beispiel von allen Tugenden haben will, so weiß ich, wohin ich mich wenden muß; mein einziges Bedauern ist, daß ich mich nicht in Ihrer Nähe so oft im Guten stärken kann, als ich es nötig hätte."

Die Quelle der reinsten und seligsten Freude war unserem Oberlin der Bund der Liebe mit seiner wahrhaft frommen Magdalena, mit der er ein Herz und eine Seele, eines Geistes und Glaubens war, ohne deren treue, freudige Beihilfe und Mitwirkung so viel Gutes hätte unterbleiben müssen. Von den neun Kindern, mit welchen Gott ihre Ehe segnete, verstarben zwei, ein Knabe und ein Mädchen, schon in ihren ersten Lebensjahren, die Namen der übrigen sind folgende: 1) Friedrich Jeremias (geb. den 2. Jan. 1772, gest. den 27. Aug. 1793), 2) Fidelité Karoline (geb. den 1. Sept. 1775, seit 3. Sept. 1795 an Pastor Wolf verheiratet, gest. den 15. Mai 1809), 3) Karl Conservé (geb. den 27. Dez. 1776, gest. den 28. Mai 1853), 4) Heinrich Gottfried (geb. den 11. Mai 1778, gest. den 15. Nov. 1817),

5) Henriette Charité (geb. den 27 Oktober 1779, seit 26. März 1804 mit Pfarrer Graf vermählt, gest. den 18. Febr. 1839), 6) Louise Charité (geb. den 5. April 1781, seit 1803 mit Pfarrer Witz verheiratet, gest. 23. August 1856), 7) Friederike Bienvenue (geb. den 14. Nov. 1782, seit 1806 Gattin des Pfarrers Rauscher, gest. den 18. Febr. 1854).

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war so glücklich, wie es nur gedacht werden kann. Die elterliche Liebe herzlich, wie christlich weise, und der Hauptzweck der Erziehung blieb stets: aus den Kindern wahre Christen und Kinder Gottes zu bilden. Die Kinder dagegen vereinigten mit der wärmsten Zuneigung die liebevollste Ehrfurcht gegen die Eltern, und schätzten sich glücklich, solcher Eltern Kinder zu sein. Heisch, der lange Zeit bei Oberlin war und ihn öfters besuchte, versichert: „Es ist nicht leicht möglich, daß irgend jemand, der nicht Augenzeuge war, sich einen Begriff machen kann von der zärtlichen Anhänglichkeit, die zwischen Vater und Kindern bestand.“ Aber auch die übrigen Hausgenossen, Zöglinge und Dienstboten, waren der Gegenstand zärtlicher Fürsorge der Oberlinschen Eheleute, sie wurden wie Familienglieder betrachtet, wie denn alle, auch die Knechte und Mägde, stets an einem und demselben Tische mit ihnen gemeinsam aßen. Sie hingen dafür aber auch voll Liebe und Verehrung an ihrer Herrschaft. Einst fand Oberlin eine seiner Mägde sehr niedergeschlagen. Da er sie nach dem Grunde ihrer Traurigkeit fragte, antwortete sie treuherzig: „Ich fürchte, lieber Papa, daß es im Himmel keine Dienstboten mehr giebt, und daß ich dann das Glück verlieren werde, bei Ihnen zu dienen.“

Oberlins Hausordnung war eine christlich geregelte, höchst einfache, von welcher er nicht leicht abwich, selbst wenn Freunde oder auch Fremde, die fast von aller Welt Enden nach

Waldbach kamen, bei ihm einkehrten. Die Gewohnheit des Frühaufstehens behielt er bis zu seinem hohen Alter bei. Die ersten Morgenstunden füllte er mit Gebet und wissenschaftlichen Arbeiten aus. Blieb ihm auch nicht leicht irgend ein Zweig menschlichen Wissens ganz fremd, so zogen ihn doch die Naturwissenschaften vorzugsweise an. Aber auch die alten Sprachen, und insbesondere die griechische und hebräische, trieb er mit vielem Eifer.

Im Verkehr mit seinen Pfarrkindern war er bei allem Ernst unbeschreiblich freundlich und leutselig, und die innige Teilnahme, mit welcher er in ihre Angelegenheiten einging, mußte sie mit Vertrauen erfüllen. Nie ging er an einem Erwachsenen vorüber, ohne den Hut abzuziehen und einige freundliche Worte mit ihm zu sprechen, und keinem Kinde begegnete er, ohne ihm die Hand oder irgend ein Zeichen der Aufmerksamkeit zu geben. Gegen Freunde und Fremde war er fast über Vermögen gastfrei, wie er das insonderheit auch (1778) an dem unglücklichen Dichter Lenz bewies, den eine unglückliche Liebe in eine tiefe, oft in Tobsucht ausbrechende Schwermut versenkte. Dabei war er ein Freund, dessen Treue in der Not die Probe bestand. Fand er indes, daß jemand etwa einer kleinen Lektion bedurfte, so erteilte er sie ihm mit eben so großer Freimütigkeit wie Liebenswürdigkeit. Eines Tages war z. B. der mehrgedachte Herr Präfekt Lezay-Marnesia bei ihm zu Tische. Da nun derselbe nach einer übeln Gewohnheit das Brot zwischen den Fingern knetete und die Kügelchen dann umherstreute und mehrere derselben auf die Erde fielen, schob Oberlin ruhig seinen Sessel zurück und hob sie wieder auf. „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer,“ sagte der Präfekt, „es sind nur Brotkügelchen.“ — „Verzeihen Sie, Herr Präfekt,“ entgegnete Oberlin, indem er sie auffammelte, „sie sollen nicht umkommen.“ — „Aber,“

nahm jener das Wort, „sie sind ja unverloren, Ihre Hühner werden sie schon aufzehren." — „Halten Sie mich," erwiderte der liebe Papa lächelnd, „denn für so unhöflich, daß ich Sie mit der Bemühung belästigte, meine Hühner, zu füttern? O nein, ich habe eine Tochter, die für dieselben sorgt."

Merkwürdigerweise hatte Oberlin fast von Anfang seiner Verheiratung an eine trübe Ahnung des frühen Verlustes seiner vielgeliebten Lebensgefährtin, worüber sich oft der tiefste Schmerz seiner Seele bemächtigte. So war z. B. seine Frau bei der Geburt des ersten Kindes (24. Dez. 1769) genötigt gewesen, ihr Wochenbett in Straßburg abzuhalten. O wie lang und schmerzvoll kam ihm diese Trennung vor, so daß er oft unter Thränen ausrief: „Ach, mein Gott, gieb mir zur Nahrung nur Kartoffelschalen, aber erhalte mir meine Frau am Leben." — Zu einer andern Zeit war seine Frau abermals auf längere Zeit in ein Bad verreist, und es gab auch diesmal für ihn angstvolle und stürmische Stunden, in denen er eines Tages folgendes in sein Tagebuch schrieb:

„Ach, lieber Herr Jesus, wie dauert diese Woche so entsetzlich lang! Ich sollte mich gedulden, ich sollte dem guten Gott dafür danken, daß er mir erlaubt hat, meine liebe Frau kommende Woche aufzusuchen, und ich habe doch keinen Augenblick Ruhe, ohne zu wissen, woher mir diese Unruhe kommt. Vergebens sage ich meinem Herzen, daß es sich an den gnädigen Willen Gottes halten soll, der bis heute uns mit so großer Liebe behandelt hat. Ich sage ihm, daß dies eine verdammungswürdige Beleidigung wider Gott ist, ein so sehnsüchtiges Verlangen nach einem menschlichen Wesen zu haben, wenn es auch noch so liebenswürdig ist, daß, wenn man sich nicht der Abgötterei schuldig machen will,

man gegen Gott allein seine Anhänglichkeit und seine eifrigsten Neigungen bezeigen soll. Allein was ich auch der Art diesem unruhigen Herzen sagen mag, ich bin damit nicht imstande, ihm die geringste Ruhe zu verleihen; es antwortet mir einfach: ich weiß dies alles, und flehe auch Gott beständig darum an, er möge darauf hinwirken, daß ich ihn zum ersten und höchsten Gegenstande meiner Liebe, meiner Begeisterung und meiner Wünsche mache, aber ich kann mich hiebei nicht beruhigen, und weiß nicht, woher diese zunehmende Unruhe kommt. Ach, mein Gott, was hast du für Absichten? Womit ich mich beschäftigen mag, was ich auch beginne; ich mag lesen, beten, seufzen, weinen; ach, es ist immer dasselbe. Sollte meine liebe Frau gestorben sein, wie ich am Samstag vermutet habe? Sollte sie in die Wohnungen der Seligen vorangeeilt sein, um dort ihren himmlischen Bräutigam zu umarmen? Ach, daß sie ein solches Los erhielte; aber dann, o mein lieber Gott, ist's möglich, so laß mich bald ihr nachfolgen."

Nur allzufrüh sollten sich Oberlins Todesahnungen erfüllen. Am 17. Januar 1783 gefiel es Gott, seine teure Lebensgefährtin plötzlich in die ewigen Hütten des Friedens zu sich zu nehmen. Noch den Abend zuvor, wo sich Oberlin mit ihr allein befand und durchaus kein Vorzeichen eines nahen Todes sich zeigte, sagte sie zu ihm: „Der Herr, mein Gott, hat mir in dir, lieber Mann, Wort gehalten. Er hatte mir versprochen, daß er mich sein Heil finden lassen werde, und in der That hat er es mich in dir finden lassen. Du bist es, dem ich die Kenntnisse verdanke, die ich vom Himmel und von all dem besitze, was uns nach dem Tode erwartet. Ich danke dir, lieber Mann, und ich erkenne in dir die Treue meines lieben Gottes." Hierüber schlug es zehn Uhr, sie küßten sich und wünschten sich gute Nacht; und

Magdalene zog sich in ihr Schlafzimmer zurück zu ihrem kleinen, etwa acht Wochen alten Säugling. Hier ging sie, wie Luise Scheppler nachher aussagte, vor dem Schlafengehen noch zu jedem ihrer Kinder und legte jedem die Hand aufs Haupt. Gegen sechs Uhr morgens kam Luise und weckte Oberlin mit den Worten: „Herr, die Frau ist sehr krank." Eilends sprang Oberlin aus dem Bette und hörte beim Eintritte in das Zimmer seine Frau die Worte sagen: „Herr Jesu, befreie mich von dieser entsetzlichen Pein!" Er näherte sich ihr, umschlang sie mit seinen Armen, fühlte dabei eine zuckende Bewegung in ihrem Arm, und vernahm ein Knarren in ihrer Brust, worauf sie ruhig wurde, so daß er sie niederlegte, in der Meinung, sie sei eingeschlafen. Als er aber nach dem Pulse fühlte, stand derselbe still, und als er die Hand auf ihr Herz legte, hatte es schon aufgehört zu schlagen. Einige Minuten lag er auf seinen Knieen im tiefsten Schweigen, völlig außer stande, seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben; dann seufzte er: „Ach, was hast du gethan, o mein Gott? Du hast mir meine Frau entrissen, und ich soll dich dafür loben!" Er beugte sich hierauf über seine teure Verstorbene hin, schloß seinen Mund an den ihrigen und benetzte sie mit seinen Thränen. Dann überließ er sich seinem Schmerze, der so heftig war, daß er unaufhörlich Gott anflehte, ihn doch auch sterben zu lassen. „Doch," so sagte Oberlin selbst, „derselbe Gott, der diesen entsetzlichen Schlag über mich verhängt hatte, behandelte mich hernach mit der größten Güte wie einen Kranken beim Phantasieren, den man nach und nach wieder zur Vernunft zu bringen sucht." Am 21. Januar wurde die „teure Hälfte von ihm selber" zur Rechten des Eingangs in die Kirche zu Waldbach beerdigt.

Von dem Todestage seiner Frau an fühlte Oberlin leb-

haftes Heimweh nach dem Vaterlande im Himmel, gern tröstete er sich des Wortes seines Freundes Jung-Stilling: „Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“ Oft hörte man ihn daher auch sagen: „Ich hoffe, daß die Welt, in welcher Gott mich mit meiner geliebten Gattin vereint, mir bald geöffnet werde.“

Wir lernen Oberlins Ansicht vom Tode aus einem Briefe (1802) an Frau Schwarz kennen. Darin heißt es z. B. „Es scheint also, daß sie vor uns von dem Leibe des Todes befreit und in das Leben des Friedens, der Ruhe und Freude aufgenommen werden sollen. Ich gratuliere Ihnen herzlich dazu. Es wird so lange nicht mehr anstehen, daß ich Ihnen folgen und Sie jenseits des Grabes nebst meiner lieben Frau und Ihrem lieben Ehegatten umarmen werde. Gott schenke Ihnen ein freudiges Aufblicken und Festhalten an Jesu, dem für unsere Sünden gekreuzigten Geliebten unserer Seele, der den Tod für uns geschmecket und uns Leben und unvergängliche Freude erworben hat; er wolle Ihnen nahe sein und Ihnen Trost und freudigen Glauben einflößen!“

Am 6. März 1770 verlor er seinen verehrungswürdigen Vater durch den Tod, und am 16. November 1788 seine vortreffliche Mutter. Am 27. August 1793 fiel sein ältester Sohn, Friedrich, in der Schlacht bei Bergzabern, erst 21 Jahre alt.

Einen überaus harten Verlust erlitt das Vaterherz unseres Oberlin am 15. November 1817 durch den Tod seines Sohnes Heinrich. Derselbe, unter allen Kindern Oberlins der begabteste, ein wahrhaft apostolischer Jüngling, brennend in Liebe und Eifer für die Sache und das Haus des Herrn, hegte schon früh, während eines Aufenthaltes bei einem Verwandten in Straßburg, große Vorliebe für das Studieren. Allein die ängstliche Besorgnis des Anverwandten,

der Pfarrer im Steinthal werde die Kosten dafür nicht erschwingen können, veranlaßte ihn, zuerst das Drechslerhandwerk und darnach die Buchbinderei zu erlernen. Als aber Vater Oberlin einst von des Sohnes Neigung zum Studieren hörte, ermahnte er ihn feierlichst, sich nicht durch kleinmütige Ratgeber leiten zu lassen, sondern sich hierüber allein mit Gott zu beraten und mutig in die Laufbahn einzutreten, zu welcher er sich berufen fühle. Demnach besuchte Heinrich das Gymnasium zu Straßburg, studierte dann später Chirurgie und Theologie, und wurde 1808 der Hofmeister der Kinder des russischen Obersten Richter in Riga. Am 15. Dezember 1813 kehrte er von dort in das väterliche Haus zurück, um seinem Vater in seinen vielseitigen Beziehungen hilfreiche Hand zu leisten, und erhielt dazu am 16. Januar 1814 zu Straßburg die feierliche Ordination. Von heiligem Glaubens- und Liebesfeuer durchdrungen, unternahm Heinrich im Jahr 1816, behufs Verbreitung der Bibel, eine bedeutende Reise, von welcher er sehr angegriffen heimkehrte. Bald darnach zog er sich bei einer Feuersbrunst in Sollbach eine starke Erkältung zu, weshalb er auf den Wunsch seines Bruders Carl nach Rothau ging, um denselben zu Rate zu ziehen. Das Übel griff aber schnell um sich, und Heinrich wünschte darum ins väterliche Haus zurückgebracht zu werden. Kaum war dieser Wunsch in Waldbach bekannt geworden, als sich unverzüglich zwölf Jünglinge erboten, ihn auf einer Sänfte nach Waldbach zu tragen. Weil indes der Kranke der freien Luft nicht ausgesetzt werden sollte, und man deshalb genötigt war, sich des zur Verfügung gestellten Wagens des Herrn Legrand zu bedienen, gingen die getreuen Bauernburschen voran, um sorgfältig jeden Stein aus dem Wege zu räumen, damit der geliebte Sohn ihres verehrten Papas so wenig wie

möglich von der Erschütterung auf der unebenen Straße leiden möchte.

Die väterliche Liebe sparte nichts, dem teuern Leidenden alle mögliche Pflege und ärztliche Behandlung zu teil werden zu lassen, aber das Übel trotzte aller Kunst und Geschicklichkeit. Wenige Augenblicke vor seinem Tode legte Heinrich die todesschwache, zitternde Hand in die Hand seines alten, vielgeprüften Vaters, und versuchte dieselbe zu drücken, indem er mehrfach die Worte wiederholte: „Vom Tod zum Leben!“ So entschlummerte er selig in dem Herrn zum schöneren Erwachen.

Des Vaters Schmerz war unbeschreiblich; aber doch fühlte sich der bewundernswerte Mann schon am nächstfolgenden Tage stark genug, in der Kirche zu Waldbach nachstehende Predigt zu halten:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht; sondern ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen.“ Joh. 5, 24.

„Vom Tod zum Leben, vom Tod zum Leben! Sehet, das ist der Wahlspruch, das Feldgeschrei der Christen, das heißt aller, welche den Taufbund treu bewahrt haben, und aller derer, welche, wenn sie auch abgewichen waren, reuig zu ihrem Heiland zurückgekehrt sind und den Bund mit ihm von ganzem Herzen erneut haben.

„Vom Tod zum Leben!“ Wie geben doch diese Worte unserem Geist eine solche Freudigkeit, Hoffnung, solch heitern Blick in das, was künftig ist. Wie tröstlich sind sie uns auf unserm Wege der Mühe und der Thränen, wenn wir zugleich jenen Ausspruch des Apostels dabei im Herzen behalten: „Alle Dinge müssen zum Besten dienen denen, welche Gott lieben.“ Ja, alle Dinge und Begebenheiten, traurige wie fröhliche, süße wie bittere, selbst die schwersten Trübsale müssen denen zum Besten dienen, welche Gott lieben; zu ihrem wahren, ewigen Heil. Sie alle, diese Leiden, und zwar die bittersten am meisten, sind uns Staffeln, auf denen wir von einer Stufe der göttlichen Vollkommenheit zur andern emporsteigen, näher kommen der Vollbereitung im Glauben und Vertrauen zu Gott, im

kindlichen und freudigen Gehorsam gegen seine Gebote, in der Demut, Sanftmut, Lauterkeit der Gesinnung, in der Freude am Wohlthun, in der Liebe und Reinheit des Herzens, mit einem Worte: in allen himmlischen Tugenden.

„Aber indem die Leiden den Christen in den Himmelstugenden weiter fördern, führen sie ihn ungleich weiter in der Verähnlichung mit Gott, in der Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in seinem Innern; höher hinan in die Regionen des Lichtes, näher zu der Wohnung Gottes, unsers Schöpfers und Vaters. Denn der Aufenthalt eines jeden wird einst desto herrlicher, desto näher am unerschöpflichen Quell aller Seligkeit sein, je größer seine innere, geistige und sittliche Gottähnlichkeit ist.

„Vom Tod zum Leben! Wie verliert doch durch diese Hoffnung, wenn sie erst in uns feststehet, der Tod alle seine Schrecken! Gleich mit der Geburt treten wir in den Tod ein: denn so hat unser Schöpfer und Vater unser jetziges Leben genannt, und dieses ist es auch, seit dem die Menschen von ihrem früheren, herrlichen Zustand herabgesunken sind; seitdem sie ihr Herz von Gott hinweg zur Vergänglichkeit gewendet, seitdem sie die Quelle des lebendigen und belebenden Wassers verlassen haben, um sich selber durchlöcherte Brunnen zu graben, in denen entweder gar kein Wasser ist, oder ein bittersalziges, stinkendes, verpestetes und vergiftetes.

„Aber wenn wir unsere Herzen der Stimme des göttlichen Hirten aufthun, der uns so oft zu sich ruft, wenn wir ernstlich trachten nach der unvergleichlichen Ehre und dem Glück, unter die Zahl seiner Schafe aufgenommen zu werden, welche hohe Veränderung geht dann in uns vor; wie werden wir dann aus Menschen dieser Welt zu Menschen Gottes; wie stellt sich dann allmählich das Ebenbild des Herrn wieder in uns dar; dann werden der Zweck und die Weise unseres Thuns und Handelns ganz andere, denn sie vorhin gewesen; unser Streben geht dann nicht mehr dahin, reich zu werden oder andere vergängliche Vorteile mühsam zu erringen. O nein, durch die Vereinigung unserer Herzen und Empfindungen mit denen unseres Herrn Jesu werden uns zugleich seine göttlichen Neigungen eingepflanzt, wir suchen ihm dann nach Kräften bei seinem großen Werke zu helfen: das arme Menschengeschlecht von seinen unzähligen geistlichen und leiblichen Übeln, von seiner furchtbaren sittlichen Verdorbenheit zu erretten, sein (selbstverschuldetes) Elend zu lindern. Sehet, dies ist das Streben, welches die Christen, die Jünger des Herrn, beseelt; und für solche hat der Tod, der König der Schrecken, nichts

Furchtbares mehr; ja ihnen gilt in gewisser Hinsicht Leben und Tod gleich. Denn, sollen sie lange auf Erden sein — wohlan, so werden sie nach bestem Vermögen den Namen ihres Gottes verherrlichen, ihrem Heiland helfen, die Brüder lieben und erretten. Ruft sie der Tod von der Erde ab, nun wohl, sie fahren auch dorten fort, zu dienen an seinem großen Werke, dahin zu arbeiten, daß der Name Gottes werde geheiliget, daß sein Reich allerwegen komme, daß alle mit Freuden den Willen des Herrn thun. Darum wollte der heilige Apostel Paulus nicht selber wählen Leben und Tod, nicht selber darüber entscheiden, welches von beiden besser für ihn sei, sondern überließ die Wahl Gott. „Es liegt mir," so sagt er, „beides hart an: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre. Aber es ist nötiger im Fleische zu bleiben um euretwillen." Übrigens sollte Christus, nur Christus hochgepriesen werden an ihm (und durch ihn), es sei durch Leben oder Tod. Und 2 Kor. 5, 15. sagt er: „Der Herr Jesus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist." Und Röm. 14, 5. und 8. spricht er: „Unser keiner (die wir seine Jünger sind) lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir (hier in dieser Welt), so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

„O meine teuren Freunde, wie ist doch der Blick auf ein solches Leben des Jenseits, auf das Land der seligen Ruhe so erquickend und einladend. Ich lasse so gern den müden, vergänglichen Leib der Erde; der Herr war hier und wird dort mein alles sein. Amen!"

Vater Oberlin fehlte es bei allen Leiden und Trübsalen auch nicht an manchen Freuden und Wonnestunden. Wir zählen zu den frohen Ereignissen seines Lebens die glückliche Verheiratung seiner vier Töchter an würdige Geistliche. Ferner die Jahresfeier seines Geburtstages, der längst ein allgemeines Dank- und Freudenfest geworden war für alt und jung, und an welchem die Kinder es sich nicht nehmen ließen, dem guten Papa ein Zeichen ihrer kindlichen Liebe und Verehrung darzubringen. So hatten sie ihm denn auch namentlich zu seinem 70sten Geburtstage, am 31. August 1810, Blumenkränze verehrt, wofür sie folgendes Dankschreiben erhielten:

„Meine teuren Schüler!

„Ich bin euch von Herzen erkenntlich für die Ehre, die ihr mir zugedacht, als ihr mir zur Festfeier meines siebzigjährigen Geburtstages am letztvergangenen 31. August so schöne Blumenguirlanden zum Geschenk machtet. Habt ihr aber wohl auch bedacht, daß eine Ehre, von der man weiß, daß man sie nicht verdient habe, einen nur demütigen müsse? Wenn meine armen Dienste für euch von einigem Nutzen waren, so gebührt die Ehre einzig und allein Gott, der die herzliche Liebe zu euch in mich gelegt und mir bisher die Kraft geschenkt und erhalten hat, den Wunsch meines Herzens zu befriedigen, euer wahres Wohl zu befördern.

„Die schönen Blumen, mit denen der große Schöpfer unser Land schmückte, haben euch die Mittel an die Hand gegeben, mir ein Geschenk eurer gemeinschaftlichen Liebe zu machen. Diese Blumen werden bald verwelken, aber der Eindruck, den sie auf mein Herz machten, wird nie vergehen, und es ist mein ernstliches Gebet, daß doch ihr alle möchtet zu unverwelklichen Blumen werden im Paradiese meines Gottes.

„Möge er euch segnen, und möge er alle die segnen, welche mit Ernst und Treue an euren Seelen arbeiten, damit ihr wohl gedeihen und recht brauchbar werden möget zum Dienste unseres lieben teuren Heilandes.

„Aber ich habe noch einen Wunsch, einen Wunsch, der, so alt ich auch an Jahren bin, in meinem Herzen immer jung und frisch bleibt, einen Wunsch, der mir ohne Aufhören im Sinne liegt und alle meine Gedanken beherrscht, das ist: daß meine Gemeinde ein feierliches Fest vor Gott begehen möchte, das Fest einer allgemeinen Schenkung, an welcher alle einzelne ohne Unterschied nach Kräften teilnehmen sollen. Eine Schenkung des Herzens zur Ehre und

zum Andenken dessen und im Glauben an ihn, welcher für uns in Gethsemane blutigen Schweiß vergossen hat, für uns sich schlagen, geißeln, verspeien, mit Dornen krönen und an das Kreuz nageln ließ, damit er uns den Himmel wieder erwürbe, den wir durch unsere Sünden verloren hatten. Dies ist das Geschenk, von welchem ich so von Herzen wünsche, daß alle Seelen in meiner Gemeinde vereint es darbringen möchten: sich selber darbringen und übergeben dem Herrn Jesus, ein jeder so, wie er eben ist, mit allen seinen Fehlern und Sünden, damit er in ihm finde Vergebung, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.

Euer

euch herzlich liebender Papa

Johann Friedrich Oberlin."

Sehr reiche Freudengenüsse gewährte unserem Oberlin die Freundschaft vieler edler Männer nah und fern, von denen wir, außer den bereits mehrgedachten vieljährigen treuen Freunden Legrand, Vater und Söhnen, nur die beiden Geistesverwandten Jung-Stilling und Lavater erwähnen wollen, mit denen er auch im Briefwechsel stand. Mit Stilling scheint er zuerst im Jahre 1809 persönlich bekannt geworden zu sein. Im August 1812 hatte er dann die Freude, Stilling mit seiner Familie im Steinthale zu sehen. Lavater und Oberlin haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, doch bestand zwischen beiden der innigste Freundschaftsbund, der wo möglich noch brüderlicher wurde, nachdem Heinrich Oberlin im Jahre 1795 und 1799 bei Lavater eine väterliche Aufnahme gefunden hatte.

Oberlin spricht sich unterm 4. März 1799 darüber also aus:

„Lieber, edler Freund!

Nein, das hätte ich nie vermuten können, daß mich Gott auf dieser Welt noch in eine so nahe Verbindung mit einem Manne brächte, den ich so sehr liebe und mit dem mein Herz so sehr harmoniert! Und doch ist es so. Du bist es, Freund, du und die liebe Mama Lavater, und deine Kinder und Tochtermann, durch die unser lieber Herr an meinem Heinrich Gottfried sein Wort erfüllet, wo er spricht: Wer aus Gehorsam gegen ihn Vater, Mutter, Geschwister verläßt, solle sie hier schon aller Orten wiederfinden. Ihm sei Lob und Ehre und Dank für seine äußerst wunderbare und gnädige Führung meines lieben Sohnes und für eure so ausgezeichnete, zärtliche, väterliche, mütterliche, geschwisterliche Liebe. Adieu, liebe, liebe Freunde. In der künftigen Welt werde ich, so Gott will, mit euch noch mehr davon reden. Hier erlauben mir Zeit und Kräfte allzuwenig. Ich bin mit Arbeit von sehr vielerlei Art übermäßig überhäuft und gleichsam erfüllt, und meine Augen sind so sehr geschwächt, daß ich auch mit der Brille oft nichts mehr sehen kann.

Gott, der Gott der Liebe und Treue erhalte, leite, regiere dich, alter lieber Freund meines Herzens, und alle die lieben Deinigen. Ich bin dein äußerst verbundener

Johann Friedrich Oberlin."

Es konnte nicht fehlen, daß das erfolgreiche Wirken dieses ausgezeichneten Mannes auch über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus Bewunderung erregte, so daß sein Name bald nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland, in der Schweiz, in England und selbst im fernen Rußland mit Ehrfurcht genannt wurde. Kaiser Alexander von Rußland übersandte Oberlin beim Einmarsch der Alliierten (1813) einen Schutzbrief, der sämtlichen Armeekorps befahl, daß das

Haus des Pfarrers Oberlin zu Waldbach beschützt und seine Bewohner auf keine Weise belästigt werden sollten. Als eben derselbe 1818 in Frankfurt war, bat der nachmals in russischen Diensten stehende elsäßische Edelmann Franz Karl v. Berkheim, ein früherer Zögling Oberlins und ein Schwiegersohn der berühmten Frau v. Krüdener, den Kaiser um einen zeitweiligen Urlaub, damit er noch einmal nach dem Steinthal zurückkehren und dem Papa Oberlin seine Hochachtung bezeugen könne. „Euer Majestät," sagte er, „sind von der erhabenen Wahrheit durchdrungen, daß die Grundlage der Zivilisation auf den Eckstein des Evangeliums gelegt werden müsse. Das nun ist es, was dieser edle Mann in seiner Pfarrei gethan hat, indem er die Erziehung des Herzens und die Bildung des Geistes durch die Religion Jesu Christi ins Leben rief." Der Kaiser antwortete: „Herr Oberlin ist mir bekannt; ich weiß, daß er ein wahrer Diener des Herrn ist. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe und verehre, und daß ich mich seinem Gebete empfehle." Als Herr von Berkheim im Jahre 1819 vom Steinthal wieder abreiste, küßte ihm Papa Oberlin beim Abschiede noch besonders die Hand und sagte dabei tief gerührt: „Bringe dies in meinem Namen dem Kaiser, und versichere ihn meiner Ehrfurcht und meiner Wünsche, daß der Wille des Herrn ihn geleiten möchte." Da Herr von Berkheim darnach den Kaiser wieder sah, sagte er zu ihm: „Sire, ich habe mich einer heiligen Pflicht zu entledigen, indem ich Sie der Ehrfurcht des Pfarrers Oberlin versichern und ihre Hand küssen soll." „Es geziemt sich für mich," erwiderte der Kaiser, „die Hand jenes wahren Priesters des Herrn zu küssen. Sie wissen, daß ich mir niemals von irgend jemand die Hand küssen lasse, um so weniger also von einem Geistlichen." „Sire, ich weiß es," ent-

gegnete ihm jener, indem er ihm trotz seines Widerstrebens die Hand küßte, und ich kann nicht den Kuß von Papas Oberlin Lippen auf meiner Hand lassen.“ Der Kaiser umarmte ihn hierauf dreimal und sagte: „Dies ist für Papa Oberlin!“

Eine andere Auszeichnung wurde Oberlin im Jahre 1818 zu teil, die goldene Preismedaille von der königlichen Zentral-Ackerbaugesellschaft in Paris, als längst verdiente Anerkennung seines fünfzigjährigen Wirkens. Graf François von Neufchateau sagt in dem Bericht, den er bei dieser Gelegenheit der Gesellschaft vorlegte:

„Wenn Sie ein Beispiel sehen wollen von dem, was für eine Gegend zum Fortschritt des Landbaues und für das Wohl der Menschheit bewirkt werden kann, so besteigen Sie einen der steilsten Gipfel der Vogesenberge. Freunde des Ackerbaues und des Menschenglücks, kommet und schauet auf das Steinthal! . . . Wir haben in Frankreich noch Brachfeld genug zur Anlegung von 5000 neuen Dörfern, und wenn man solche Kolonien begründen wollte, so ist das Steinthal ein vollendetes Muster. Ja man könnte sagen, daß von den 30 bis 40 000 der bereits bestehenden Landgemeinden keine, auch die allerblühendste nicht, die mannigfachen Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes so vollständig besitze als das Steinthal, dessen 1770 von Oberlin begonnene Jahrbücher mit großem Vorteil studiert werden könnten.“

Herr Legrand, Vater, überreichte die Medaille dem ehrwürdigen Geistlichen am 18. April 1818 in der Kirche inmitten der Gemeinde.

Außerdem wurde Oberlin im Jahre 1819 zum Ritter des königlichen Ordens der Ehrenlegion ernannt.

Oberlin freute sich solcher Anerkennungen von ganzem Herzen, aber auch mit der tiefen Demut und Bescheidenheit,

die ihn auszeichnete. Als mehrere Freunde ihn bei der Erhebung zum Ritter beglückwünschten, antwortete er: „Der König hat die Gnade gehabt, mir den Orden der Ehrenlegion zu verleihen, aber wodurch habe ich ihn verdient? Wer würde in meiner Lage nicht dasselbe gethan haben, ja vielleicht noch mehr als ich?“

Einmal widerfuhr ihm indes eine Ehrenbezeugung, die ihn nur wenig erfreute. Im Jahre 1804 wollte er seine Tochter, Frau Pfarrer Witz, in Mühlhausen besuchen. An eben jenem Tage erwartete man dort den Bischof Saurine, aus welchem Anlasse eine große Volksmenge vor die Thore gegangen war. Oberlins würdevolles Äußere und die ritterliche Haltung als Reiter veranlaßte, daß man ihn für den Bischof hielt. Da brach auf einmal ein Sturm des Zujauchzens und der Bewillkommnung los, und der ganze jubelnde Haufe begleitete ihn bis zu seinem Absteigequartier, wo sich der Irrtum freilich aufklärte.

10. Oberlins Heimgang.

Oberlin hatte von Natur eine außerordentlich kräftige Leibesanlage, sein reines, mäßiges Leben, die unermüdete Thätigkeit, dazu die innere Gesundheit und Erhebung seiner Seele belebten auch die Kraft seines Leibes, und er konnte selbst der äußersten Anstrengung in seinen rauhen Bergen Trotz bieten. Von bedeutenderen Krankheiten werden uns, seine letzte ungerechnet, nur zwei gemeldet. Die erste ein Faulfieber, dauerte vom 20. Januar bis 30. März des Jahres 1794, und bedrohte mehrfach sein Leben. Von der zweiten wurde er 1811 befallen, wir erfahren darüber nur, und zwar durch Oberlin selbst, daß bei diesem „großen, plötzlichen und gefährlichen Anfalle“ die Kunst der Ärzte

umsonst war, Gottes Barmherzigkeit aber gleichsam allein wirken und der besorgten Gemeinde einen starken Beweis von der Wirksamkeit eines inbrünstigen Gebetes liefern wollte. Dies bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß, als sein Sohn, der für ihn predigte, den Zuhörern sagte, wenn nicht Gott ein Wunder thue, so treffe er seinen tödlich kranken Vater nach dem Gottesdienste nicht mehr lebend an, die ganze Gemeinde sich sofort im Gebet für ihn vereinigte, worauf Oberlin zusehends genas, so daß er am Abend wieder gesund war.

Aber auch die stärkste Eiche fällt zuletzt, und so darf es uns nicht wundern, wenn das Alter und die Anstrengung von mehr als fünfzig Dienstjahren auch an Oberlin ihre Macht bewiesen. Ungeachtet der körperlichen Schwäche hatte sich seine Ehrfurcht erweckende Gestalt nicht gebeugt, allein sein Feuerblick war um vieles gemildert und das Licht seiner Augen war beinahe erloschen, sein Haar war schneeweiß und die Kraft ermattet. Doch konnte er selbst noch in seinen letzten Lebenstagen scherzend zu den jungen Leuten sagen: „Kommt, ich will euch zeigen wie die Soldaten marschieren.“ Zu seinen Hausgenossen pflegte er zu sagen: „Werdet nicht alt, ich bin zu nichts mehr zu brauchen; ich sehe nicht mehr, ich höre nicht mehr! Ich bin auch jung gewesen; welche Kraft, welche Lebendigkeit! Was ist nunmehr aus dem kraftvollen Fritz geworden? Er kann sich kaum mehr fortbewegen. Glaubt ihr aber, meine Lieben, daß ich deshalb murre? Ach nein! nein! Der gute Gott ist viel weiser als der alte Fritz, er weiß schon, wenn es Zeit sein wird, ihn zu sich zu rufen.“ Und diese Zeit sollte nicht länger auf sich warten lassen.

Sonntags den 28. Mai 1826 überfiel ihn Fieberschauer mit Bewußtlosigkeit, welche bis spät in die Nacht anhielt.

Die beiden folgenden Tage vergingen wechselsweise unter Bewußtsein und Ohnmacht. Am Montag sprach er noch freundliche, doch nur halb vernehmbare Worte mit den Seinen. Genießen mochte er nichts mehr als einige Tropfen Wasser, zuweilen ließ er sich den Mund mit einem befeuchteten Tuche erfrischen. Am Dienstag hörte man ihn öfters, jedoch ohne alle Ungeduld, beten: „Herr Jesu, mach bald Feierabend, mach ein Ende! O ich flehe zu dir, mach ein Ende der Mühseligkeit meiner Tage! Doch dein Wille geschehe!“ Zu gleicher Zeit ergriff er oft die Hand eines seiner anwesenden Kinder und führte sie an sein Herz. Am Dienstag Abend kam Herr Daniel Legrand. Oberlin war hoch erfreut über den Besuch, reichte dem Freund die Hand, zog ihn an seine Brust und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Der Herr segne Sie und die Ihrigen. Er behüte sie des Tags und des Nachts“ (Ps. 121, 5. u. 6). Die darauf folgende Nacht war schwer. Krampfhafte Zuckungen hatten den lieben Vater sehr geschwächt. Er aber lag freundlich auf seinem Bette, und da sein alter vieljähriger Freund und Lebensgenosse, Herr Legrand, der Vater, am Morgen hereintrat, raffte er sich im Bette auf, umschloß den lieben Freund mit beiden Armen, küßte ihn, faltete dann die Hände betend, segnend, und hielt sie empor, fiel aber hierauf wieder in Bewußtlosigkeit. Die letzte Nacht, vom Mittwoch auf Donnerstag, war mehr für die Umstehenden als für den Kranken selber schwer. Er war ohne Bewußtsein und Gefühl, wenn seine heftigen, mit unwillkürlichem Schreien verbundenen Anfälle kamen. Trat aber dann wieder dazwischen ein Augenblick des ruhigen Bewußtseins ein, da konnte man recht erkennen, was in dieser Seele das Bleibendste war und mit ihr hinüberging in die Ewigkeit: die Liebe. Er ergriff dann immer die Hand eines seiner anwesenden Lieben und drückte sie an sein Herz. Donnerstag früh um sechs Uhr

entblößte er auf einmal das greise Haupt, faltete die Hände und blickte gen Himmel. Der Mund konnte nicht mehr sprechen, die betenden Augen aber sprachen von Himmelsseligkeit und von Liebe. Es war, nur noch in höherer Verklärung, dieselbe Miene, womit er sonst an heiliger Stätte den Segen zu sprechen pflegte über seine Gemeinde. Darauf schlossen sich die lieben Augen und öffneten sich auf Erden nicht mehr. Um neun Uhr begann der letzte Kampf, und bald nach elf Uhr rang sich der starke, des Aufschwungs zu Gott so lange gewöhnte Geist aus seiner alten morschen Hülle los.

Dem armen Steinthal war heute der gemeinschaftliche Vater und Freund gestorben. Seit fast sechzig Jahren hatte er da gelebt und gewirkt und Gott und die Brüder geliebt; nach einer so langen, täglichen Gewöhnung an so lieben Umgang war es, als könnte man die Trennung gar nicht ertragen. Regenwolken, als wollten sie mit den verwaisten Bewohnern des Thales weinen, ergossen sich über dieses, und bedeckten es wie mit einem Trauerflor; in allen Häusern, bis zur kleinsten Hütte, hörte man die Worte der Trauer, sah man weinende Menschen.

Montag, den 5. Juni, war der Begräbnistag des teuren Greises. Gegen Mittag zog auf einmal der Himmel seinen Trauerflor ab, die heitere Frühlingssonne beschien die Wälder, die Oberlin gepflanzt, die Felsen, die er mit Grün bedeckt, die Felder, die er fruchtbar gemacht, die Dörfer, die er in den Wohlstand erhoben, die Bäche, denen er Betten gegraben, die Weiler, die Bauernhöfe, deren Erbauen er möglich und die er reich gemacht, die Straßen, die er in Felsen gehauen, die Brücken, welche er über Ströme gebaut. Das Thal wurde jetzt lebendig. Eine große Volksschar aus allen Ständen, von jedem Alter und aus den verschiedenen Konfessionen des Landes war aus der Nähe und Ferne zur

Leichenfeier herbeigekommen. Aus jedem Hause, aus jeder Hütte kommen die Bewohner des Steinthals hervor und gehen nach dem Hause des lieben Papa. Die thränenden Augen, die man bei allen sieht, die Mienen, die Worte zeigen deutlich, daß der Alte noch ein ganz anderes, unvergänglicheres Werk in den Seelen der Menschen, die Gott ihm anvertraut, hinterlassen, als das ist, das er an Feldern und Wäldern, an Berg und Thal gethan.

Der Sarg steht da in der Studierstube. Hier hat der Alte manchen nur Gott bekannten Kampf im Gebet gekämpft, manches gesegnete Wort zu jedem, der zu ihm kam, gesprochen, Gedanken der Ewigkeit gedacht, den Vorschmack des Himmels wie die Bitterkeit der Erde empfunden. Jetzt ist der Kampf beendet, der Streiter ruht. Die Maires und Kirchenältesten treten herein. Starke Männer, unter den Schrecknissen des Todes aufgewachsen: sie müssen heute doch weinen. Der Sarg wird heruntergetragen in den Hof, unter die Bäume gestellt, die Oberlin gepflanzt. Der Präsident des Konsistoriums legt die geistliche Amtstracht, der Vizepräsident das heilige Bibelbuch auf den Sarg, der Maire von Waldbach heftet die Dekoration des Ordens der Ehrenlegion daran.

Jetzt tönen von allen Kirchen im Thale die Glocken, die Bewohner der acht Ortschaften der Pfarreien Waldbach und Rothau nähern sich in geschlossenen Reihen, die Schulkinder, geführt von ihren Lehrern, schließen sich daran. In den Reihen sieht man viele, die weder dem Steinthal noch der evangelischen Konfession angehören. Herr Steinheil hatte dafür gesorgt, daß der Sarg mit einer Glasscheibe versehen worden, durch welchen man den Leichnam sehen konnte. Da ging nun der ganze Zug am Sarge vorüber und sah noch einmal des lieben Vaters Hülle. Dieses dauerte zwei volle Stunden. Darauf begann der Chor der Sängerinnen

das fromme Lied der Christen Zuversicht, das Lied der Hoffnung über den Gräbern. Die Maires und die Kirchenältesten erhoben den Sarg. Der älteste Greis des Steinthals ging voran und trug das Kreuz, das auf der Gruft sollte aufgepflanzt werden. Der Zug ging durch die Kirche von Waldbach. Vor dem Altar, der Kanzel gegenüber, halten die Träger still. Der Mund ist nun stumm, der hier so viel tausend Segensworte gesprochen; Gott lebt noch. Man hatte dem lieben Alten sein Schlafkämmerlein auf dem Kirchhof zu Fouday, eine starke halbe Stunde von Waldbach, bereitet. Der Zug der Leichenbegleiter war so groß, daß die ersten schon in Fouday waren, als die letzten die Pfarrei von Waldbach noch nicht verlassen hatten. Zu beiden Seiten des Weges sah man Haufen von Menschen, die nicht zum Zuge gehörten, vorzüglich Katholiken, welche nach frommem, schönem Gebrauche bei der Annäherung des Sarges zum Gebet niederknieten. Jetzt hallte durch's ganze Thal der Gesang der Zuversicht am Grabe, dann wieder abwechselnd, zwischen den einzelnen Strophen, ein nachdenkliches Schweigen. Der Kirchhof war ganz von Frauen in tiefer Leidtracht umringt, welche da knieend beteten. Es waren katholische Christinnen. Der Sarg ward in die Kirche getragen und auf den Stufen des Altars niedergestellt. Die Kirche hatte nicht Raum für den ganzen Zug; drei Vierteile desselben füllten den Kirchhof und seine Umgebung. Durch die ganze Menge aber ging ein ehrfurchtsvolles Schweigen, Andacht und Ordnung. Einige Frauen, die sonst keinen Raum gefunden, lehnten sich gleichsam zutraulich an den Sarg des lieben Vaters. Selbst die bleiche Hülle, mit dem ehrfurchterweckenden Gesicht, kann kein Grauen, sondern nur Liebe einflößen. Jetzt traten zwei katholische Geistliche in ihrer Amtstracht herein, nahmen Platz bei den Herren Pfarrern

des Konsistoriums und feierten den Triumphzug des alten Streiters mit. Der Gesang begann:

Jesus, er mein Heiland, lebt,
Ich werd auch das Leben schauen,
Sein, wo mein Erlöser schwebt;
Warum sollte mir denn grauen?
Lässet auch ein Haupt sein Glied,
Welches es nicht nach sich zieht?

Die Thränen des Schmerzes werden zu Thränen der Freude. Der Leichentext, den sich der Selige selbst gewählt, war:

Psalm 103, 1—4. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen u. s. w.“

Offenb. Joh. 7, 14. „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal u. s. w.“

Mehrere Prediger des Wortes, geistliche Söhne und Schüler des Alten sprachen. Der Sarg sollte jetzt eingesenkt werden. Da erhob sich aus dem Haufen der Umstehenden noch eine Stimme. Es war der treffliche Kantonalarzt aus Schirmeck, Dr. Bedel. Auch ein katholischer Christ, sagte er, müsse jetzt noch einige Worte an Oberlins Gruft sprechen. Was er sprach, drang tief zu Herzen, weil es ohne kunstreiche Vorbereitung aus dem Herzen kam.

Die Stimmen und Töne des Leides an Oberlins Grab waren verzeihlich, denn sie kamen aus sterblichen Menschen. Nach oben hinauf hat sich aber die Stimme des Leides in einen Triumph- und Freudengesang der Sieger verwandelt; denn der treue Arbeiter ist nun zu seiner Ruhe gekommen; das Gebet der Zeit ist in Ewigkeit erhört; siehe, sein Kleid ist weiß, mit dem Blute des Lammes gewaschen. Er hat geglaubt und bekannt, er sei ein unnützer Knecht, darum hat er nun die Krone des Lebens empfangen, und ist eingegangen zu seines Herrn Freude.

Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen. Von

Geschlecht zu Geschlecht wird der Name des Papa Oberlin in Ehren bleiben bei allen, die guten Willens sind. Wenn zur Verewigung seines Andenkens niemand ein äußeres Denkmal weniger gewollt noch bedurft hätte, als er, so hat doch auch niemand ein solches in höherem Maße verdient, und das ist ihm denn auch in einer seiner Denkart entsprechenden Weise geworden. Ein einfacher Grabstein mit einem einfachen eisernen Kreuz deckt das Grab. Die Inschrift ist: „Papa Oberlin," und außer Oberlins darauf eingehauenem Brustbilde stehen die Worte, die aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt also lauten:

Die so Viele

zur Gerechtigkeit weisen,

werden leuchten, wie die Sterne,

immer und ewiglich.

Hier ruhen

die sterblichen Gebeine

des

Johann Friedrich Oberlin,

Pastors der Pfarrei Waldbach.

Geboren den 31. Aug. 1740.

Gestorben den 1. Juni 1826.

Er war 59 Jahre lang

der Vater

des

Steinthals.

Auf Veranlassung des Herrn Legrand ist durch den berühmten Ohmacht eine sprechend ähnliche Büste Oberlins angefertigt, die am 1. Juni 1827, also am Gedächtnistage seines Todes, in der Kirche zu Waldbach aufgestellt wurde. Von dieser Büste wurden zugleich einige Tausend Abdrücke besorgt, die zum Teil an Gemeindemitglieder und Freunde verschenkt, teilweise aber auch verkauft wurden. Der Ertrag der letztern floß in die „Oberlinsche Stiftung," welche das dritte Ehrendenkmal Oberlins ist, und zum Zweck hat: Lehrerinnen für die ganz Kleinen zu besolden.

Zum hundertjährigen Gedächtnis der Ankunft Oberlins im Steinthal fand am 30. und 31. März 1867, also 41 Jahre nach seinem Tode, eine Feier statt. Es erschienen außer den Festgenossen aus der Nähe zahlreiche Abgeordnete des Konsistoriums, der Universität zu Paris und Straßburg, desgleichen des Seminars, des Gymnasiums und der Diakonissenanstalt zu Straßburg, ferner eine große Anzahl von Geistlichen, Kirchen- und Ortsvorstehern.

Von Oberlin gilt das Wort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

(Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)

7. Grube, A. W., Blicke ins Seelenleben der Tiere. 2. Aufl.
11. — — Scharnhorsts Leben und Wirken. 2. Aufl.
12. — — General Gneisenau. 2. Aufl.
18. — — Abraham Lincoln. 2. Aufl.
21. — — Aus der Alpenwelt der Schweiz. 2. Aufl.
32. — — Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem Krieg von 1870—71. 2. A.
47. — — Napoleons Kriegszug nach Moskau im Jahr 1812. 2. A.
38. Guntisberg, Marie, Eine Deutsche im Osten.
127. Heinrich, E., Friedrich Friesen und die Lützower 1814/15.
97. Hofacker, Ludwig, Deutscher Rätselschatz. Altes und Neues.
114. — — Johannes Brenz und Herzog Ulrich von Württemberg.
42. Hoffmann, E., Die Schwaben an der Marne 1870/71.
26. Jauß, Ad., Juda. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems.
98. Klee, Dr. Gotth., Langobardische Sagen und Geschichten. Erzählungen.
102. — — Der arme Mann im Tockenburg. Eine Schweizer Geschichte.
106. — — Alte deutsche Märlein und Schwänke.
115. — — Eines deutschen Volkes Ruhm und Untergang. Erzählungen.
124. — — Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter.
128. — — Wunderliche Schicksale des armen Simplex.
103. Kübler, Th., General Gordon, der Held und Christ.
117. Liebrecht, M., Ein Bettelkind. Erzählung.
58. Merz, Dr. Heinr., Luise, Königin von Preußen.
77. — — Albrecht Dürer, der große deutsche Künstler.
67. Müller, C. W., Aus der Irre. Kriegserzählung.
73. — — Ein altes Bild.
62. Paulus, Dr. J., Zoraide. Erzählung aus dem heil. Lande.
86. — — Judas der Galiläer. Eine Erzählung a. d. Zeit der Geburt Christi.
94. — — Die Hochzeit zu Kana.
99. — — Herodias. Eine Erzählung aus der Zeit Christi.
104. — — Der Jüngling zu Nain.
107. — — Barabbas. Eine Erzählung aus der Zeit Christi.
118. — — Aus Nacht zum Licht. Erzählung aus der Zeit der Apostel.
125. — — Maria. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems.
129. — — Der Brand von Rom. Aus der Zeit der Apostel.
134. — — Viktoria. Erzählung aus der Kirche der Katakomben.
63. Pichler, Luise, Konrad Widerhold, der Kommandant von Hohentwiel.
74. — — Der Schreckenstag von Weinsberg.
43. Rebe, Maria, Am Eichstein.
53. — — Andreas König. Eine Elsäßer Geschichte.
78. — — Der Silber-Adel. In dritter Klasse. Elsäß. Geschichten.
33. Schott, Th., Hieronymus Savonarola.
28. v. Schubert, Dr. G. H., Zwei Erzählungen. 5. Aufl.
34. — — Acht Erzählungen. 5. Aufl.
54. — — Sohn und Enkel. Der Krüppel von Rottenstein. 6. A.
59. — — Drei Erzählungen. 3. Aufl.
79. — — Herbstrosen. Ausgewählte Erzählungen.
83. — — Nach der Abendglocke. Ausgewählte Erzählungen.
87. — — Grüne Blätter. Ausgew. Erzählungen.
64. Spieß, Phil., Bis zum Feierabend. Eine Handwerkergeschichte.
75. — — Der Krankenhauspförtner.
84. — — Der Wichse-Fabrikant. Erzählung aus Schwaben.
95. — — Der Klostervogt von Lichtenstern. Eine Erzähl. a. d. 17. Jahrh.